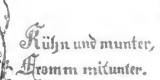


<36632214040011



Franz Trautmann's Heitere Städtegeschichten.



Frankfurt a. M. J. D. Sauerländer's Verlag. 1861.

C. GRAEFF & ENGEL sc.

Franz Trautmann's

Heitere Städtegeschichten

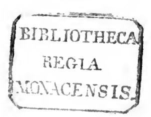
aus alter Zeit.

Kühn und munter,
Fromm mitunter!





Frankfurt am Main.
J. D. Sauerländer's Verlag.
1861.



Druck von J. D. Sauerländer in Frankfurt a. M.

An Franz Graf Pocci.

Du Trefflicher
An Adel des Geschlechts und der Gesinnung;
Du tapferer Mitkämpe
Der Malerzunft und der Poeten-Innung;
Du redlich Herz, das im Gejage
Der List-erfüllten, neuen Zeit
Mit Gottvertrau'n — und edler Heiterkeit
Versöhnlich löſ't die düſtre Tagesfrage,
So daß Du ſtets ein Weilchen haſt,
Voll Glaubensluſt, mit ſinnigem Bedenken,
Mit Schalkheit oder ritterlicher Haſt
Dich in die alten Zeiten zu verſenken —
Dir weih' ich dieſe harmlos frohe Kunde
Zum Dank für manche ſchöne Stunde!

F. T.

Zum Voraus.

Gott zum Gruß, lieber Leser, und noch ein freundlich Wort dazu.

Schier am Liebsten erzähl' ich von der herzig ehrwürdigen Stadt München im Lande Bayern, von verschiedenen Herzogen und Grafen, schönen Frauen und Jungfrauen, auch von Bischöfen und Aebten, Rittern und Bürgern, bis herab zur Schaarwache, kurz von Allen, die voreinst dort lebten, bald im Licht ungetrübteren Daseins, bald in Zeiten, drin sich finsteres Gewölke über der Welt zusammenzog.

Wenn ich dann von frohen Dingen Bericht geben kann, erfreut es mich herzinniglich. Aber auch wenn ich durch Düsteres hinweg muß, zuletzt ist mir doch immer so, als liege die ganze Vergangenheit da, wie in goldenem Spät-Abendschein und in lasurblauen Schatten; die Menschen von dazumal seh' ich von ferne wandeln und weilen — die Giebel der Häuser glimmen herüber — die Kreuze auf den Kirchen und Kapellen funkeln — und den Hall von den Thürmen glaube ich zu vernehmen — bis Alles verduftet, verhallt und verdämmert ist, die milde Nacht hereinsinkt, nur dort und da noch ein Licht aufglimmt oder durch die Gänge eines Klosters irrt, und dann Alles verlöscht, und es überall ganz still wird.

Nur des Nachtwächters Ruf meine ich noch zu hören von weither — oder näher den Hufschlag eines Rosses, das seinen Reiter zu später Stunde an Stadtthor und Einlaßthürlein trägt — da ist mir die Seele oft wundersam froh und friedlich, wohl auch wehmüthig. Aber diese Wehmuth schmerzt nicht.

So ist mir's mit der ehrsamen Stadt München und alter Zeit Land Bayerns; und Mancher sagte, ihm sei oft deßgleichen.

Aber auch zu anderen Städten und Landen seh' ich gerne und vermelde Ernstes — und Frohes. Oft muthet mich's gar an, zu narretheien, und wenn es Dem oder Jenem am Ende recht schlimm ergeht, hab' ich die größte Freude daran; wenn gut, so freut es mich aber, wie gesagt, auch. Es kömmt eben darauf an, wie der Gesell beschaffen ist.

Jetzt will ich nur sehen, ob Euch Das zuwider ist, was ich von der Stadt Erfurt, von Augsburg, Nürnberg und Landshut, auch von Prag, Worms und St. Gallen oft ganz kurz berichte, und wird Euch ein freundlich' Lächeln nicht schwer, so weiß ich seiner Zeit schon noch mehr.

Inhalt.

1.

Herr Esselmann von Erfurt.

Zu Erfurt lebte Einer, der war ein stattlicher und wohlbeleibter Herr, hatte sein Losament fern vom Angerplatz gegen das Krempferthor zu in einem Sackgäßlein, was sein Zeichen betraf, war er geistlichen Standes, an Wissen sehr reich, und wenn weitaus von gelehrten Leuten gesprochen wurde, so vergaß man sicher Herrn Esselmann von Erfurt nicht.

Also war es eben keine Kleinigkeit um ihn. Zu Erfurt aber, wo man ihn auch hoch hielt, fügte man ihm das allerbeste Lob bei. Das betraf sein sonstiges, treffliches Wesen, und wenn man Einen vollauf rühmen wollte, so sagte man nur: Er ist so gut und mild, wie der Esselmann. Denn wo Der helfen konnte, da half er, wenn immer er Undank, statt des Dankes, empfing, glich er's mit christlicher Gesinnung aus, über was andere Menschen in Groll und Heftigkeit gerathen wären, all Das hielt er mit großer Gelassenheit nieder, und kam's dann und wann so weit, daß die christliche Liebe und Ruhe nimmer ganz ausreichte, rückte er erst noch mit einem andern Geschütz in's Feld.

Das war die Philosophia.

Im Ganzen aber dachte er stets: Die Studia sind dir ein Beruf, und wenn du ein einziges Stündlein in Groll und Aufgeregtheit verbringst, entgeht es den Historiis, Codicibus und anderen gelahrt' und wichtigen Schriften — ungerechnet Theologica, und was du als Autor selber schaffst! Diese verlangen sämmtlich ein ganz beruhigtes Gemüth, und wer mit wildschlagendem Herzen und Getümmel im Haupte in das Heiligthum treten will, der steht an der Quelle der Weisheit und fehlt ihm der Schöpflöffel, daß er zum Trinken käm'. Das ist ein uralter Gelehrtenspruch!

So sicher und gewiß das Alles war, so wollt' er's doch nie gelten lassen, er dulde gar Alles, und jenachdem es sich da oder dort um wahrhaftes Unrecht handelte, um Sachen der öffentlichen Sicherheit, um Treue und Glauben, da richtete er sich auf, wenn er nicht gerade das Zipperlein hatte — denn an dem litt er zeitweise — und sagte mit verhängnißvoller Stimme:

„Wär' mir Das begegnet, solltet Ihr mich wohl kennen lernen! Denn gut und gut sein ist Zweierlei. Je besser Einer ist, wenn und anders er aber dann erst einmal anhebt, um so fester tritt er auch wieder auf. Ich scheu' nicht Hoch und nicht Nieder, es hat sich nur nie ein rechter Anlaß gegeben; wenn sich mir aber ein solcher Anlaß einmal ergeben sollte, da würdet Ihr dann bald sehen, wie der Hans Esselmann ist, wenn er aufhört, mild zu sein, und anfängt, wild zu werden!"

Mittlerweile Das so war, zählte man 1630 nach unsers Herrn und Heilands Geburt.

Demnach lebte man im dreißigjährigen Kriege.

Was aber die Stadt Erfurt betraf, so ließ man eines Tages, im September war's, den Gustavus von Schweden ein.

Der legte das braune Regiment hinein, dann zog er ab und ließ den Herzog Wilhelm von Weimar zurück.

Der hielt sich in manchen Dingen als ein scharfer Herr, wie's dazumal und in argen Kriegsläuften oft Brauch war — im Ganzen aber hatte er die beste Absicht, keinen Frevel begehen zu lassen.

Das wußten seine Kriegsleute, und so weit des Wilhelmus Auge reichte, hielten sie gute Zucht. Sobald es aber sein konnte, erwiesen sich Viele ganz anders, und statt daß sie Geistlich und Weltlich in Schutz nahmen, plünderten oder raubten sie dieselben aus.

Weil nun Die von der katholischen Partei am Mindesten sicher waren, gab der Herzog jedem geistlichen Herrn oder Ihrer mehren zugleich eine Schutzwache oder Salva-Guardia an die Behausung.

Das fruchtete wohl; nicht aber in allen Fällen, zumal wenn sich der Wilhelmus für einen oder zwei Tage von Erfurt wegbegab.

Denn da fiel etwa der Salva-Guardia selbst etwas Böses ein, so daß sie vom Roß stieg, sich möglichst unbemerkt in des geistlichen Herrn Wohnstube begab, zu sich nahm, was ihr gut bedünkte — und wann sie alle Säcke gefüllt hatte, machte sie sich wieder mit Drohung davon. Dann ward wieder Wache gehalten, Niemand aus dem Hause gelassen, und war erst abgelöst und die Salva-Guardia mit dem Raub von dannen, half alles Behaupten und Klagen nichts mehr; denn Geld konnte Einer aller Orte her haben und das andere Geraubte war in kürzester Zeit vertrödelt und verkauft. Also, bis die Sache vor den Herzog kommen konnte, war's zu spät, oder wie sonst — kurz, die That war geschehen. Der Beraubte hatte das leere Nach-

schauen und wagte es nicht, die Sache weiter zu verfolgen oder auch nur laut zu klagen, weil die Rache der anderen Soldirer zu fürchten war — vielmehr hielt man's für das Beste, die weiters treffende Salva-Guardia jedesmal wohl und freigebig zu traktiren, damit sie bei leutseligem Muth verbleibe.

Wie Das bei anderen Gelehrten und geistlichen Herren, so ward es vom Hans Esselmann mit seiner Salva-Guardia gleichfalls gehalten.

Weil aber in letzterer Zeit wieder ein Ueberfall unbestraft geblieben war und Herr Esselmann gerne bewies, daß er sich in nichts scheue, schrieb er an den Herzog Wilhelm von Weimar, und in dem Schreiben stand bald nach dem Eingang:

„Mir selbst ist bis dato nichts widerfahren. Will auch nit behaupten, daß wieder ein Frevel verübt worden; daß aber davon ganz fest die red gehet, allso viel kann ich Ew. fürstlichen Gnaden sagen, etwa man Euch nichts davon gemeld't hät. Wie dem nun sei, bitt' ich Euer fürstliche Gnaden dringendlich, mir auch fürderhin eine wohl ehrbar' trauenswerthe vnd sicherheitsrichtige Salvam-Guardiam angedeihen zu lassen, so nicht nur durch Braunes vnd übermäßigen lohn allein — obschon ich da gern bereit bin — sondern aber motu proprio vnd als ehrlicher Kriegsgesell mich in keiner Weis' weder durch Anfall, noch lärm oder sonstiges gethu stört. Alsowohl meiner Studia, als auch meines, mehrtheils inhabenden, Wehes im fußwerk wegen. Als welches das Zipperlein sein soll. Ist's aber nicht. Jedennoch es schlimme Folgen haben könnt', wann es so oder so allzuheftig aufgeregt wirdete.

„Für's Zweite wär's aber pro Bono publico rath-handsam vnd meinerseits unterthänigst gut gemeint, wan vnd insofern Ihr, fürstliche Gnaden, ein scharpfes Aug' hättet vnd bei Vernehmung eines Frevels auf ein festeres zugriffet, nit aber Euch, wie die red geht — vnberufen — mit schnödem lug, trug vnd Verwirrung des ganzen Casus anblasen ließet. Vilmehr wärs etwan beßer, einzugreifen, der sach mit ausdauer nachzugehen, Die von Erfurt trewlich zu hören vnd nit denen Eurigen alles zu glauben, sondern aber den schuldigen nachdrücklich zur Pön zu ziehen, sei er, wer er wöll.

„Das ists, was ich meine. Denn es soll ein derweissiger Gesell vnd Soldirer im mindesten nit glauben dörfen, als ob er nur da sei, ehrbar friedliche, etwan gottselige, auch wohlgelahrte Männer aufzuschrecken, ihnen ihre Habe zu entführen — zuvörderst aber ihres eigenen Feldherrn Willen vnd gute absicht zu verhöhnen.

Draus ersehet Ihr, Herr Hertzog, daß ichs ganz gut mein', ich hinwieder fest drauf bleib, daß Ew. fürstliche Gnaden meine kühne Red nit in Vngnaden nehm vnd weiters gute Aufsicht pfleg.

„Anders Euch ich, Hans Esselmann, zum voraus sag': Daß ich, wann es meine Sicherheit gilt, nit allein stante pede vm Hülf anrufen, sondern aber schon vorhero vnd bis zu deren Eintreffung ganz sonderlich kühn auftret' vnd mich vordersamst selbst in schutz nehm'! Ob dann da weiters rauskomme, was da wöll. Sag' Euch auch ganz frei, daß ich alle zeit meines studirens vnd schreibens ein bloßes Schwert hart neben mir auf den Folianten vel Codicibus liegen hab'. Wem ich dann mit dem einen schlag, hieb oder Stich versetz', der wird seines lebens so ganz froh nimmer werden.

„Im Uebrigen vnd weil ich auf Ew. fürstl. Gnaden guten Willen beßern glauben hab, denn (nit in Vngnaden), etwan mehr andere, die ich dann stets eines besseren belehrt hab — bedürfst' ich, Hans Esselmann, so viel richtigeren schutzes vnd sattsamlichen Vngestörtseins, sint ich vnd dieweil ich ganz weit in einem sicheren Druckwerk begriffen bin, so ich zu Ende schreiben muß, des tituls: „Der belehrte christliche Kriegsmann."

„Sothanes Opus vel Libellum dienet ebensowohl denen protestantischen als auch dießeitigen soldknechten, dürfte aber insonderlich von den Heerführern vnd Commandanten selber zu weislicher Darnachachtung vnd quoad Exempla statuenda gelesen werden! Mit daß ich mich vermäß, in sachen des Glaubens vnd anderer wichtiger dinge leeres stroh zu dreschen vnd dem Krieg einhalt zu thun — sint Das gänzlich in Gottes Hand gelegen ist, der dan seiner Zeit schon seine zornruthen erheben vnd den Theil züchtigen wird, welcher der schuldige ist, aufs weitere dan die gemüter zur ruh bringt. Meine absicht ist da keine andere, als meine christliche stimm zu erheben vnd alsowohl den Führern als Soldirern in Anbelangung von recht vnd Pflicht durch gütliche,

größeren theils aber furchtlose vnd donnernde Vorstellung anzukommen!!

„So viel drung mich, Euch, Herr Hertzog zu schreiben.

Ew. fürstlichen Gnaden
unterthänigst dienstwilligster
Hans Esselmann.“

Als der Herzog, welcher meist sehr ernst war, das Schreiben gelesen hatte, lächelte er gleichwohl über Manches.

Dagegen wollte ihm Ein und das Andere nicht recht gefallen.

Er erkundigte sich nach dem Zusender. Dem zu Folge, was er von ihm vernahm, gefiel ihm nun der ganze Brief, und drauf ließ er durch seinen Geheimschreiber gegenentbieten:

„Wohlweis ehrwürdiger Herr.

„Vnser gunst vnd guten Willn zun voraus.

„Wir haben mehr von ewrer Gelahrtheit vernommen, insonderlich aber, welch trefflicher Mann Ihr seid. Wan Ihr demnach in irgend was Vnserer Hilf bedörftig, sollt Ihr euch sonder verzug an vns wenden.

„Was dan das Andere betrifft, so hat es sich aber vnsers Wissens vnd bis dato nie um eine wahrliche Frevelthat gehandelt, sondern, wie wir hörten, schier stets vm nichts, denn einen humpen Braunes mehr oder weniger, dabei sich die Herrn widerspenstig erzeigt haben. Das will einem jeden Soldknecht nit eingehn. Wan er demnach etwa fast durstig war vnd drauf drung, nächst dan wortwechsel entstanden ist vnd die Leut zusammenliefen — wie dan das zur zeit leicht zu Erfurt sein mag, ob auch nichts, denn eine katz veber den weg renntte — also hat's dan geheißen, die Salva guardia hab' eingriff in Geld vnd Gut gethan!

„Fürs Erst ist es mit dem Reitersvolk um einigs anders, denn Ihr vnd andere nicht kriegserfahrene vermeint. Wir seind im Vebrigen zu gemeinten zeiten nit in Erfurt gewesen vnd könnt wohl sein, daß wir späterhin nit genau berichtet wurden. Was aber weiters etwa geschähe,

so mögt Ihr vertrauen, daß, wo eine Schuld erwiesen wirdet, der Uebelthäter seiner straf nimmer entgeht.

„Was Ihr, gelahrter Herr, von selb ewrem Opus vel Libellum schreibt, so faßt es bald zu ende vnd gänzlich ab vnd mögen wir dan den belehrten christlicheu Kriegsmann sicherlich zu Handen nehmen vnd tapfer lesen, damit wir dan so viel festeren Entschluß fassen vnd nimmer versaumbt werde, Exempla zu statuiren, wie Ihr uns zumuthet!

„Was aber da schließlich ewre Selbsthilf betrifft, so habt kein furcht vnd Scheu vnd haltet es, wie Ihr geschrieben vnd vns kühn vorausgesagt. Also wo einer gegen Euch anwill, daß er schrie, ich stech auf euch her — da seid kurz bei der hand, tretet also fest auf, als Ihr just vermögt, vnd stecht Ihr hin. Denn ob Ihr auch ein friedlich geistlicher Herr seid, so ziembts euch doch, freche gewalt zu strafen!

„Anmit wir euch, ewrer gerad- und Offenheit, auch guten wunsches in sachen ewres inhabenden Wehes im Fußwerk gnädiglich gewogen bleiben.

Wilhelm Herzog in Weimar."

Als Herr Esselmann das herzogliche Schreiben gelesen hatte, war er insoweit ganz beruhigt, ließ es nicht ohne einige Genugthuung erst seinem alten Diener, dem Bertram, durch Diesen noch etlichen Anderen lesen, damit sie erkennen möchten, er sei wohl der Mann dazu, Etwas zu wagen, wenn sich's um das Recht handle, und überließ sich weiters seinen Studien und der Vollendung des Opus vom christlichen Kriegsmann.

Drüber verflossen etliche und mehre Tage.

Der Esselmann hatte nun schon die so und so vielte Salva-Guardia gehabt, ohne daß es bei ihm, oder irgend an anderen Orten, Grund zu einer Klage gab.

Wohl aber hieß es, der Herzog habe schon in zwei Tagsbefehlen Ruhe und Ordnung eingeschärft.

Also konnte man sich Esselmann'scher Seits keineswegs ganz verhehlen, daß die nunmehrige Sicherheit hauptsächlich von dem geschehenen Auftreten herrühre, wie denn auch keinem Zweifel unterlag, daß man den eigentlichen Urheber des guten Zustandes der Dinge wohl kenne, denn das Hans Esselmann'sche Schreiben war viel besprochen worden — und zum Ueberfluß versäumte auch der Bertram, wann er der treffenden Salva=Guardia einen Humpen Braunes kredenzte, nie, das Nöthige anzudeuten, damit sich der Soldirer gehörig im Zaum halte.

Weil nun Herr Esselmann ganz beruhigt war, schaute er gar nicht mehr hinab, wann abgelöst wurde, wie er früher stets gethan, um zu sehen, welch ein wild zaus' und rupfiger Kriegsgesell unten wieder angerückt sei, achtete seines Schwertes auf dem Tische so wenig, daß zuletzt mehrere, umfangreiche Folianten drauf lagen, studirte und schrieb immer tapferer in seinem großen Ohrenstuhl, und wann er merkte, daß sich hie und da im rechten oder linken Fuß ein leiser oder stärkerer dolor einfinde, nahm er so wenig Notiz davon, als immer nur möglich, und versenkte sich zweimal mehr, als vorher, in's Denken und Schreiben.

So ging es fort und fort.

Uebereins war er daran, die letzte Zeile am belehrten christlichen Kriegsmann zu schreiben.

Die schrieb er nieder, überlas sie noch einmal, setzte ein festes Punktum an's Ende, holte dann ruhig mit der Feder aus, machte einen wohlzierlichen, vielfältigen Zug unter das gesammte Opus und griff zum Streusand.

Nächst klopfte er mit dem Signet auf den Tisch — worauf sich der Bertram von der Treppe her, dran er sein Stüblein hatte, einfand.

„So“ — sagte Herr Esselmann, indem er den Streusand gemächlich vom belehrten christlichen Kriegsmann ablaufen ließ, anbei er dem Bertram einen ruhigen, aber ziemlich bedeutungsvollen Blick zusandte — „da liegt er.“

„Seid Ihr endlich fertig und zu Ende?“ sagte Jener.

„Ja, ich bin fertig, und er ist zu Ende —“ sagte Herr Esselmann, „und nunmehr kann das Opus in Druck aus und durch sammtlich deutsche Lande gehen. Es werden sowohl die Führer ihren Augen nicht trauen, wie ich ihnen die Wahrheit demonstrire, als auch der gemeine Mann denken mag, mit Dem, der Das geschrieben hat, ist nicht gut Kirschen essen. Exemplum statuetur, heißt es schier auf jeder Seite. Es hilft auch sonst nichts! „Wenn die wilde Willkür in den Wald schreiet,“ heißt es gleich da, „muß es mit dem Donner unerbittlicher Gerechtigkeit herausschallen.“ Und da heißt es wieder, „ihr Führer, Kriegsobristen und Commandanten, merkt euch wohl — wie dann Ihr, seind dann die Anderen! Also fordre ich euch auf“ — und wie's da weiter in dem Ton fortgeht. Diese Soldirer und Landplager sollen mir das Wenige nicht sothan ihre Köpfe zusammenstecken, und die Oberen auch, und zu einander sagen — wie und was — Der sagt's uns vernehmlich hinein, wer und wo ist er denn?“

„Könnte doch nicht gut ausfallen,“ meinte der Bertram; „werdet doch gut thun und Euch nicht nennen!“

„Meinen Namen weglassen? Nein, der soll ihnen nicht verborgen bleiben! Denn da steht es; fest steht's da auf dem Titel — verfaßt von Hans Esselmann, des Domes zu Stadt Erfurt. Es soll mich Jeder finden können; ich fürcht' mich nit. Jetzt weißt du es.“

„Was soll nun geschehen?“ fragte der Bertram.

„Was nun geschehen soll?“ antwortete Herr Esselmann. „Nun verfügst du dich zum Herrn Tesch und sagst ihm, er könne kommen, wann er wolle und die Scriptur zu Handen nehmen und drucken. Was ist's jetzt an der Zeit? Weiß schon — um die zweite Stund' nach Mittag, denn da unten wird die Salva-Guardia gewechselt. Hast du dem Mann sein Arnstadter Braunes in Fülle gegeben und seinen Lohn ein halbes Stündlein vor dem Ablösen? Und war er zufrieden?“

„Fehlt sich in nichts,“ versetzte der Bertram. „Also halt' ich's bei dem Neuen wieder und bei allen Anderen deßgleichen; laßt mich nur schalten, ich mach' die Sach' immer ganz fein.“

Auf Dies verließ der Bertram mit den zausig grauen Haaren die Stube, begab sich hinab, füllte den Humpen, welchen die letzte Salva-Guardia geleert hatte, grüßte den neu angekommenen Kriegsknecht freundlich und sagte: Er müsse fort, und wann er wiederkomme, wolle er den Humpen zum zweiten Male füllen.

„Kommt nur bald wieder!“ ließ der Soldirer ergehen.

Ein stattlich langer Gesell war's, ganz festen Schlags; viel Wetter und Sonnenbrand war bei geringem Alter über sein Gesicht ergangen; einen hübsch langen Bart hatte er um die Lippen, d'raus zwo Reihen schneeweißer Zähne lugten; tief schwarz glänzig waren seine Augen und unter der Pickelhaube heraus hing ihm viel zausiges Gelock, gerad' wie dem Bertram, aber grau war's nicht, sondern braun, wie die welschen Kesten.

Als ihm der Bertram den Humpen bot, nahm er ihn auf, leerte ihn auf zweimal und sagte, indem er seinen Schnurrbart auf der rechten Seite weit hinaufwand, so daß der andere auf der linken ganz tief dagegen stand:

„Heisa, das war recht. Das ist Arnstädtisches!"

„Da seht, das kennt Ihr gleich!"

„Nimmt Euch das Wunder? Ich bin irgendwo nit zwo Tage, da mag zehnerlei Braunes sein von hie oder andern Orten, da kenn' ich jeds Tröpflein voneinander. Das ist mir schon angeboren, glaub' ich, hochwürdiger Herr, — seht —"

„Was redet Ihr da," fiel der Bertram ein, „ich bin nicht Der, für den Ihr mich zu halten scheint. Ich bin nur der Diener vel servus des hochgelahrt ehrwürdigen Herren, dem Ihr zur Salva=Guardia seid!"

„Nun Das lob' ich mir, ich hätt' Euch meiner Seel' für einen Thumherrn gehalten. Desto beßer, da red't sich's leichter. Also wohin denn und wie lang bleibt Ihr weg? Das muß ich wißen."

„Nicht über ein halbes Stündlein bleib' ich weg. Weßhalb fragt Ihr mich denn aber," setzte der Bertram sichtlich miß=trauisch hinzu, „und weßhalb wollt Ihr es so genau wißen?"

„Haha," spottete Jener, „ich glaub' gar, Ihr scheut mich in was! Erkennt Ihr's denn nicht? Plaudern mag ich gern und wir Zwo möchten uns gut reden. Das ist's. Habt so was Gemüthsames an Euch; selb behagt mir. Will aber ganz frei 'raus, ehrenvester Herr Servus. Wo das halbe Stündlein schon 'rum wär', wär's mir von wegen des Arnstädtischen lieb und werth."

„So habt Ihr's gemeint?!"

„Wie denn anders?! Ist's Euch gleich, wißt Ihr was, so schenkt mir gleich jetzt noch einmal ein, da erspart Ihr Euch später die Müh'. Stellt mir den Humpen nur nah' her in die Mauerluck da! Da kann ich wohl und sonder Müh' drauf hingreifen vom Roß. Ich mag mich so viel nicht rühren.

Aber trinken mag ich wohl. Nichts als Durst, sag' ich Euch! Sonst hab' ich kein' Fehl, das müßt mir mein Feind nachsagen. Ei was! Deßhalb werd' ich auch nit gleich in die Höll' fahren. Da gäb's noch viel andere Sach' — aber ich laß' mich auf nichts ein! Hab' einmal einen Franziskaner predigen hören, oder war's ein Kapuziner, das weiß ich nimmer, aber Der hat gesagt: Erst keins und dann kleins; hernach mehr, danach sehr; nächst kommt's viel, da verlierst das Ziel; dann fort und fort, krummt weiters kein gut's Wort; nachher schwind't der letzt' Zweifel, da kummt der Teufel; da wirst blind und fahrst tief in die Sünd'; da haltst dich keck freudentlich — auf einmal stirbst, nachher holt er dich!"

„Ist ein ganz gutes Sprüchlein," sagt der Bertram. „Recht so, daß Ihr's Euch gemerkt habt!"

„Ja, das hab' ich mir wohl gemerkt und so oft ich dran denk', nimm ich mich in Zaum, als ob ich ein wild's Roß wär'. Da bin ich dann noch in jeder Weis' ganz fromm geblieben. Aber das Braune hab' ich doch nicht verlernt, und wollt mir Einer mit Wein an, könnt' ich auch nicht nein sagen. So bin ich einmal; ein herzseelguter Gesell — aber nur dasjenige Braun, Roth und Gelbe! Nun, wenn ich sonst keine Sünd' hab', wie gesagt, des Dursts wegen wird mich wohl der Teufel auch nicht gleich holen!"

„Des Dursts wegen sicher nicht, mein lieber Freund," versetzte der Bertram ganz schalkhaft.

„Versteh', Ihr meint, es müßt' des Poculirens wegen sein! Ha ha ha!"

„So ist's, he he; der Durst ist nicht Euer freier Wille — dasjenige Trinken aber! Nun bei viel Hitz, Staub und Ab- und Zureiten wird's Euch eben in der Brust trocken! Möcht'

Euch nur gerathen haben, auch da ein Maaß zu halten. Denn wenn Euch der Satan auf keine andere Weis' ankann, könnt' er etwan diesen Weg einschlagen. O Der geht's ganz fein an! Im Uebrigen — da steht noch ein Humpen voll, und wollt Ihr seiner Zeit einen dritten, hat's auch nichts zu sagen. Wir sind da ganz freigebig und wissen christ' ehrlich biedere Kriegsmänner wohl zu achten."

„Das seh' ich wohl. Wie heißt er denn, der Herr, bei dem ich Wach' halt'?"

„Esselmann heißt er."

„Esselmann? Mein', den hab' ich schon mehr und oft nennen hören!"

„Glaub's wohl," versetzte der Bertram. „Ist ein hochgelahrter Herr und gar ein trefflicher Mann. Läßt sich auch ganz gut mit dem Lohn an. Das sollt Ihr wohl sehen."

„Weiß wohl, hat mirs mein Vormann gesagt. Da hab' ich's demnach gut getroffen. Also ist er so mildthätig! Mag ihm etwa schwer ankommen — denn Die mit Lust geben, weil sie anderer Leute Müh' und Plag' erkennen, sind meist in der Baarschaft im Nachtheil. Und daß er da so weit abwohnt! So's ihm wehthut, bin ich im Stand und nehm' mehr nicht, als mich dünkt, daß wohl möglich ist. Und mehr hab' ich noch an keinem Ort genommen — mein Wort darauf!"

„Das macht Euch alle Ehr'!" entgegnete Jener. „Weil Ihr aber solch' ein ehrenvester Kriegsmann seid, will ich meinen Herrn nit für gar so arm gelten lassen. Wißt Ihr, Ihr seid wohl nicht da, Bettelmanns Nichts zu hüten. Das ist aber wohl wahr, wann Ihr, wer weiß wie bald, wieder Salva-Guard' stündet, könnt' es sein, daß er schon viel weniger hätt'. Denn er ist die gute Stund' selbst, was anderer Menschen Kümmerniß

betrifft. Als neulich da draußen der Segerhof abgebrannt ist, und all das Elend eintraf, da hat er allein zehn Reichsthaler Geld gegeben. Er für sich bedarf schier nichts. Nur seine Ruh' will er, weil er viel studirt! Er kann das Gerenn und Gereit, all das Rufen und Reden und viel sonst, was Keinen grämt, das kann er Alles nicht ertragen. Deßhalb ist er auch da in das Sackgäßlein herein. Und seine Sicherheit will er auch. Deßhalb hat er auch ganz kühn an Eueren Herzog Wilhelmus geschrieben und der hat ihm in sonderlichen Gnaden geantwortet, so's wo fehl', sollt' er nur — "

„So, Der ist's?!" fiel der Reitersgesell ein. „Jetzt weiß ich, von wo mir's immer in die Ohren läutet! Ei, da ist's aber mit der guten Stund' doch so weit nicht her, vermein' ich, Herr Servus! Soll ja eine wildsuchtige Geschrift abgefaßt haben und alle Zeit ein blankes Schwert neben sich haben, daß er Jedweden niederstech', der ein lautes Wort zu ihm spräch' —?!"

„Ja was nicht gar, für ein lautes Wort! Das ist so gemeint: Wo ihm Einer anwollte, sagte er, schon' er ihn hinwieder nicht. Weil Ihr aber vom lauten Wort redet, da komm' ich auch wieder auf die Ruh', die er so fest liebt. Es ist nit allein seines Studirens wegen — vielmehr auch, weil er's mehrtheils in den Füßen hat. Da grämt's ihn oft, wann ich nur in's Gemach eintret'. Gerappel und Roßgestrampf kann er noch viel minder ertragen. Wo Ihr Euch demnach fein schweigsam und sonder Lärm verhaltet, mögt Ihr ihm und etwan dem Herzog selber einen Gefallen erweisen!"

„Nun, von mir soll er so viel nicht hören," sagte der Andere. „Wenn's ihm nur im Häuslein drin ruhig genug ist. Da sind ihrer doch wohl noch mehr Leute drin?"

„Keine Seel'," versetzte der Bertram. „Da drin ist Niemand, als er und ich. So wollt' er's ja eben."

„Dann ist's wieder recht! Also ich will Wach' halten, daß sein Schwert sicher in Ruh' bleibt und sein Fußwerk auch. Hat er etwan wieder rechte Schmerzen?"

„Ei nun, ganz leer geht's zwar heut auch nicht ab. Aber Das ist er schon gewöhnt. Anders er durch nichts aufgescheucht wird, oder daß ihn Etwas erzürnt, hat er seinen guten Tag."

„Nun, der soll ihm bleiben," sagte Jener, „und käm' gleich der Teufel angeruckt. Könnt sonder Bangen von Haus, allso lang Ihr für gut findet" — dabei that er einen Griff in die Mauerlucke und dann einen hinreichenden Zug aus dem Humpen — „hoch leb' Euer Herr — der ist ein Ehrenmann, und es soll ihm nichts widerfahren! Will er mir trau'n, mag er mich ein- für allemal zur Salva-Guardia verlangen. Da ist er dann wohl versehen. Bei Dem aber, den ich abgelöst hab', wär's nicht gerathen. Von Dem weiß ich grad genug und so's der Herzog statt Meiner wüßte, da stünd's etwan anders mit ihm und mit mehr Anderen auch, die schon aller Orte ihren Unfug trieben!"

„So?!" stotterte der Bertram. „Es ist also doch richtig und wahr, wovon die Leut' reden, und es gibt Schelmvolk unter Euch, will sagen —"

„Habt Euch nicht zu scheuen," kam's entgegen. „Schelmvolk genug! Der aber ist einer von den Heillosesten! Nun, ich verrath' Keinen — will's sein, geht er schon von selber in's Netz. Da soll dann der allergnädigste Herr Herzog nicht viel flausen, sondern gleich hartweg und kurzab, anders frommt's nimmer. Was hilft da Tagsbefehl und Warnen — hinterdrein läßt er sie doch los! Frisch gefangen, heisa, frisch gehangen

und ein Exempel statuirt — Das ist das Beste für solch' unchristendliches Räubervolk."

„Ganz wohl und ausnehmend vernünftig gesprochen," ließ sich eine wohl- und volltönige Stimme herabzu vernehmen.

Schon etliche Weile — was auch einem flüchtigen Blick der Salva-Guardia nicht entgangen war — hatte sich oben das eine Fenster aufgethan und Herrn Esselmann's Haupt war sichtbar geworden.

„Recht so, mein Sohn!" setzte sich die Rede fort. „Viel Werth hat eines Menschen Leben. Wann sich aber ein Mensch nicht menschenwerth verhält und bis zum Aeußersten vorschreitet, ist es dann auch nicht mehr, denn billig, daß man ihm die ganze Strenge des Gesetzes empfinden läßt, respective in nächste Aussicht stellt! Nun aber geh' endlich deiner Wege, Bertram! Halt! Weil wir so gut versorgt sind, kannst du dich auch zum wohlehrwürdigen Herrn Heigenbosch verfügen und anfragen, was er zu der Heil-Tinktura gegen das Zipperlein sagt und ob er sie schon genommen hat. Ich versuche sie dann auch! Bertram, halt, sag' ich. Und wenn er von Haus kann, soll's mich freuen, so er bei Gelegenheit zuspräch'. Kannst ihm auch melden, daß ich das Bewußte zu Ende gebracht habe! Du, Bertram — zum Doctor Mauricius könntest du auch — nein, da kannst du morgen hin oder ein anderes Mal —"

Herr Esselmann sah dem Bertram eine kurze Weile nach, dann noch einmal auf die Salva-Guardia herab und sagte:

„Ich hab' da was gehört von wiederholt' und fortwährendem Wachestehen. Das will ich mir überlegen, mein Sohn, und dann können wir gelegentlich darüber sprechen, wann du Zeit findest. Hast zwar einen insoweit ganz wilden Kopf. Das ist aber bei Euch Herren schon der Brauch und thut nichts,

anders nur der Brustfleck sauber ist. Und der bedünkt mich bei dir, deinen Worten zufolge, in gutem Zustand, mein Sohn; ich hab' viel Wohlgefallen daran gehabt. Also halt' dich nur fein ruhig, denn ich kann kein Getrapp und Gethu leiden. Möcht' auch ein Weniges schlummern, weil ich mich in meinem Geist übermäßig angestrengt habe, mein Sohn. Ich habe nehmlich ein sicheres Opus abgefaßt und zu Ende geführt — das heißt: Der belehrte, christliche Kriegsmann, und weil du, mein Sohn, auch ein Kriegsmann und so guten Sinnes bist, so sollst du es zu lesen bekommen. Da kannst du dann tapfer mitreden und viel Nutzen stiften. Verstehst du?"

„Versteh' wohl," sagte die Salva-Guardia. „Viel Ehr' und Dank dafür. Komm' schon, wenn ich Zeit find'!"

„Recht so!"

Darauf schloß Herr Esselmann das Fenster und machte sich langsam an den Ohrenstuhl.

In den ließ er sich nieder, nahm sein besagtes Opus zur Hand und durchblätterte es mit sichtlichem Behagen.

Zuletzt las er ein und das Andere; aber nicht gar lange währt' es. Denn er verspürte mehr und mehr eine Anwandlung zum Schlummer, worauf er das Opus, bei schon halb geschlossenen Augen, auf den Tisch legte, weiters nur mehr sein Sammtkäpplein nach rückwärts fest drückte, sich zurücklehnte und über kurz in Schlummer gerieth.

Es war etwan ein Viertelstündlein verstrichen, als es Herrn Esselmann im rechten Bein einen sonderlichen Riß gab — weßhalb er auch sogleich mit der rechten Hand an die einschlägige Stelle fuhr, ohne daß er darüber völlig erwacht wäre.

So hielt er's gar oft.

Er hatte nehmlich jeder Zeit eine eigene Fertigkeit und sichere Ahnung, ob er es wagen dürfe, sich dem Schlummer wieder gänzlich hinzugeben oder nicht; und es hing dieses „ob, oder ob nicht" von der Gewalt und sonstigen Beschaffenheit des Risses ab.

War nehmlich der Riß mehr ein Zucken und Toben und längeweise, so stellte sich die Empfindung als ein Vorbote kommend andauernden Leides dar. War es aber ein wahrhaftiger Riß, mehr aus einem Punkt heraus, oder auch umgekehrt, aber so gewaltig, als ob der Blitz mit aller Gewalt auf und in ein Centrum allein hineinschlüge, so war in der Regel auf mindest eine halbe Stunde nichts mehr zu fürchten, wenn nicht äußerliche Veranlassungen den Dolor mit aller Macht aufrüttelten. Item in gegenwärtigem Fall war keine weitere Gefahr in Aussicht, und Herr Esselmann schon wieder daran, in Schlaf zu versinken — als er zum zweiten Mal aufgestört wurde.

Unwillkürlich that er dieselbe Handbewegung, erinnerte sich jedoch zur Stelle, daß die Empfindung nichts mit der vorigen gemein habe, sondern daß die Störung von etwas ganz Anderem herrühre — nehmlich einem Geräusch von Außen.

„So kann der Mann doch keine Ruh' halten mit seinem Roß!" sumste er. „Hab' ich's ihm doch gesagt. Ich muß es ihm nur wiederholen!"

Er wandte sich eben, um sich langsam zu erheben, als er, den Blick hinauslenkend, etwas höchst Unerwartetes bemerkte.

Denn da draußen war Einer sichtbar mit zausigem Haupt und gepanzerter Brust. Der hatte schon etliche Weile in die Gegend des Tisches geschaut, sich wohl überzeugt, daß da wohl ein Schwert, aber nicht frei, sondern unter mehren Folianten

begraben liege, und Das hatte ihm ganz guten Muth verliehen. Nun aber war er eben daran, das Fenster aufzudrücken, und da es nicht nachgab, machte er nicht viele Umstände, sondern schlug es ein, daß die Scheiben in tausend Splittern hineinfuhren; was an Bleiwerk hinderlich war, riß er auf's Raschestе weg; drauf that er einen Schwung auf das Gesims und dann wieder einen — und da war er in der Stube.

All Dieß war das Werk eines Augenblickes.

„Halt da, wer da?!" rief Herr Esselmann.

„Gut Freund!" war die Antwort.

„Wie und was da gut Freund?! Ihr seid's? Wie, Ihr, die Salva-Guardia!! Was wollt Ihr?!! Donnerwetter!!"

Zugleich griff Herr Esselmann gegen den Tisch. Aber er konnte seinem Schwert nicht beikommen.

„Laßt Das nur," sagte der Reitersgesell. „Oder wollt Ihr's? Da ist's!" Er schob die Folianten weg, nahm das Schwert und trat es entzwei. „Hälf' Euch doch nichts. Will Euch auch nichts Böses, vielmehr nur anfragen: Habt Ihr's Euch schon überlegt von wegen der bleibenden Wach'?"

„Ha, Ihr frecher Gesell —!" rief Herr Esselmann. „Ihr wagt es einzubrechen, mich zu überfallen und meiner noch zu spotten, dessen Ruhe Ihr schützen sollt —?!"

„Ei, ich will Euch nicht stören," versetzte Jener. „So das Fenster da ein Weniges geklirrt hat, das ist sein Lebtag nit anders gewesen, wo's Einer eingeschlagen hat. Glas ist gar spröd'. Schreibt oder lest jetzt nur zu, oder schlummert wieder und habt weiters kein Acht auf mich. Es widerfährt Euch nichts, insofern Ihr Euch ruhig verhaltet!"

„So, ist Das wahr? Es widerfährt mir nichts?" stotterte Herr Esselmann in steigendem Grimm. „Und wenn ich

mich aber etwan doch nicht ruhig verhalte, trotzdem Ihr es gewagt habt, mein Schwert zu zertreten? Wie denn dann, wenn ich Euch meine Gewalt fühlen lasse, oder aber — Do — Donnerwetter; schaut mich nicht so spöttisch an — oder aber, wenn ich um Hilfe rufe —? Ich befehl' Euch aber nur, so Euch Euer Leben lieb ist und Ihr ein einziges Fünklein Gewissen und Besonnenheit habt, hebt Euch auf der Stelle von dannen durch das Fenster, oder aber dort durch die Thüre, oder Ihr sollt sehen, was es ist, wenn ich —"

„Was wenn Ihr?"

„Wenn ich's dem Herzog Wilhelmus schreib', und was dann Der thut!"

„Der soll thun, was ihm beliebt!" höhnte Jener leichthin. „Hat man ihm zehnmal eine Nas' gedreht, so dreh' ich sie ihm eben zum eilften Mal!"

„Das — das ist ja unerhört! So redet Ihr, der Ihr da unten vom Exempelstatuiren gesprochen habt?"

Wer aber auf nichts antwortete, war der Reitersgesell.

Vielmehr hatte er schon begonnen, sich gemüthlich in Kästen und auf Tischen umzuschauen, ob ihm Etwas tauge, wobei er, je nach der Gestalt der Sache, das Eine zu sich steckte, oder um den Hals schlang.

Diese Gemüthsruhe und Zuversicht erschütterte Herrn Esselmann ganz unglaublich, so daß er etliche Zeit kein Wort über die Lippen brachte, sondern nur, beide Hände auf der Lehne, mit seinem Ohrenstuhl nach der jedesmaligen Gegend rückte, in welcher der ungebetene Gast stöberte und plünderte.

„Ich frag' Euch zum letzten Mal," brach er endlich los: „Wollt Ihr ablassen von Euerer frechen That? Dann kann's sein, daß ich noch ein Erbarmen mit Euch hab'! Wo Ihr aber

nicht stante pede ablasset, so soll's Euch theuer zu stehen kommen, Ihr Heuchler, Ihr, Ihr — Einbrecher — Ihr Gott-, Sitte-, Recht-, Treue- und Glauben verhöhnender, verdammlicher Räuber!"

„Was Wesens Ihr da macht," kam's ganz friedsam zurück. „Ich bin kein Räuber. Daß Ihr mir —!" Dabei that der Reitersgesell plötzlich, als ob er auf Herrn Esselmann zuwolle, unterließ es aber, doch drohte er: „Daß Ihr mir das Wort nimmer sagt, oder Ihr sollt meinen Groll verspüren! Wißt Ihr, wer ich bin? Ich bin ein richtiger Kriegsmann, und da ist Keiner ein Räuber, etwan daß er ein Weniges plündert! Und davon könnt Ihr mich abhalten. Gebt frei heraus, was Ihr zu viel an Baarschaft habt; Euch ist sie zur Last, hab' ich vernommen, und ich bedarf ihrer. Also ruckt 'raus und bewährt Euren guten Sinn, dann ist uns Beiden geholfen!"

„Ha, Ihr unsäglich spottsam', alles christliche Wort verdreherischer Gesell, Ihr!" rief Herr Esselmann.

Er wollte sich erheben.

„Nur fein sitzen geblieben —!" herrschte Jener, auf's Schwert schlagend. „Erhitzt Euch nit," setzte er bei, „'s könnt' sich Euer Zipperlein rühren! Kurzab bei der Sach'! Da im Schrein ist nichts von Baarschaft, dort auch nichts; wo habt Ihr sie?" Er warf einen Blick in die nächste Stube. Da stand noch ein Schrein. „Her mit dem Schlüssel, sonst zuck' ich mit der Wehr' und schlag' das ganze Gezimmer zu Fetzen! Ist er etwan hier unter dem Büchergerüster?" Er hatte schon zugegriffen und schob und warf Alles durcheinander, daß Herr Esselmann in Verzweiflung gerieth. „Nichts da — und da auch nichts. Ich fühl' schier ein Lüstlein, Wort zu halten — — he da, was ist denn das da für ein Geschreibs —?"

„Halt auf, das ist meine Scriptur vom christlichen Kriegsmann!" rief Herr Esselmann.

„So, die ist's," höhnte Jener, „da habt Ihr Euch für Nichts geplagt!"

„Das soll sich wohl zeigen, Ihr — Ihr —!"

„Soll sich's zeigen? Also wohl, her mit dem Schlüssel, oder ich zerreiß das Büchlein!"

„Was wollt Ihr?!" In größter Hast griff Herr Esselmann nach seinem Opus. „Leichter all' meine Habe, als diese Scriptura!" rief er. „Aber Ihr sollt weder das Eine, noch das Andere wollen! Denn ich weiß auf das Sicherste, Ihr laßt von selbst ab, so Ihr auch nur einen einzigen Augenblick willig anhört, was drin geschrieben steht."

„Was soll's? Nur schnell heraus mit der Sprach'!"

„Item. Ich heb' nur so an, und weil Ihr Das alsobald zugeben müßt, so könnt Ihr Euer freventliches Spiel unmöglich verfolgen! Hört also, was hier allererst geschrieben steht. Es steht hier geschrieben: „Du sollst nicht stehlen! Wie viel minder sollst du demnach rauben, oder aber, wie du es, mein irrwegiger Kriegs-Sohn, positis ponendis de et ex statu militari nennst, plündern?!" Dann steht aber wieder geschrieben —"

„Laßt mich mit Euerem Gepredig!" fuhr ihn der Reitersknecht an. „Steht da geschrieben, was da will; ich frag' den Deut darnach — heraus mit dem Schlüßel, oder ich geh' Euch fürwahr zu Leib — laßt einmal zusehen —"

Gleich that er auch einen gewaltigen Griff, mit dem es sichtlich darauf hinausging, Herrn Esselmann's Talar und schwarzes Brustgewand zu durchsuchen.

Jetzt ward es Herrn Esselmann zu viel.

„Wie — was, Ihr wagt es wirklich, Hand an mich zu legen?!" rief er.

Zugleich erhob er sich mit Gewalt und wehrte sich mit Macht.

Drüber gab's ein arges Zerren hin und her, bis die zwei Kämpfer vom Ohrenstuhl bis zur Schwelle des anderen Gemaches kamen.

Da war Herr Esselmann zwar noch nicht völlig erschöpft, aber dennoch empfand er, viel länger sei er nicht im Stand', zu widerstehen und verrieth tief seufzend, wo der Schlüssel liege.

Das war im selbigen Gemach.

Drauf verbot ihm der Reitersgesell, der über den gewagten Widerstand höchst erbost geworden, weiter einzutreten und ihn mit fruchtlosem Gerede anzulassen; und da Herr Esselmann nicht Folge leistete, vielmehr, körperlich hoffnungslos, seinen geistigen Kampf wieder aufnahm, auf der Schwelle einen Sermon über Raub, Mordanfall, zeitliche Strafe und jenseitig schlimmen Lohn anhob und sich auch mittlerweil Sprechens wieder näherte, gerieth der Kriegsknecht übereins in ungeduldigstem, schier unsinnigen Grimm. Zuletzt riß er gar das Schwert aus dem Gehäng' und drohte mit dem Knauf. Dabei gab er dem ehrwürdigen Herrn einen Ruck hinauszu und über die Schwelle, that einen Schwung mit der Wehr', daß die Klinge aus der Scheide und in die nächste Stube zurück fuhr, schleuderte die Thüre zu und machte sich über den Schrein her.

Herr Esselmann aber war von besagtem Ruck so fast erschüttert, daß er bis zum Schreibtisch taumelte. Dran hielt er sich und dann ließ er sich in den Ohrenstuhl nieder.

Es fehlte aber wenig, so wär' er zu Boden gesunken.

Ganz vernichtet saß er da, in einem Groll, wie er ihn

nie empfunden, und in gerechtester Rachelust, wie er sie nie gekannt hatte.

„Wenn ich den Gesellen nur vor Gericht schleppen könnte!“ sumste er. „O wie wahr hab' ich geschrieben — exempla statuentur — ha! Das wär' eine Wonne —!!“

Sein Blick fiel auf das Schwert, dessen weder sein Feind in brennender Raublust, noch er in seiner Betäubtheit eingedenk worden war.

Es lag unfern.

So rasch, als möglich, erhob es Herr Esselmann und richtete sich, fest darauf gestützt, empor.

„Verbrechen macht blind!“ sumste er weiter. „Jetzt ist er ein Mann des Todes. Wenn er jetzt nicht sogleich — so wird er — — nein, es soll anders sein. Ich verlass' die Stube und sperr' hinter mir ab — nein, Das hilft nichts. Eh' ich die Treppe hinab komme, hat er's gehört, macht sich zum Fenster hinab, und wenn ich dann unten heraus will, — — ist er auch da — taugt nichts! Da weiß ich beßeren Rath!“

So leis' er vermochte, nahte er der schweren Thüre, die zur Treppe führte. Selbige Thür schloß er von Innen ab und nahm den Schlüssel zu sich. Nächst verfügte er sich, fest das Schwert in der Hand, zu dem Fenster, durch welches der Andere heraufgekommen war; diesen Ausweg hatte er erkoren.

Jeder möglichen Gefahr war Herr Esselmann uneingedenk geworden, denn sein Verlangen nach Kriegslist und Triumph überwog Alles.

„Wart, du gottloser Gesell, wart',“ setzte er sein Selbstgespräch fort, „dir soll's werden! Jetzt, Himmel, hilf, daß ich da“ — er sah hinab — „wenn ich da — des Donners, da ist's doch weit hinunter! Thut nichts. So groß als er, bin

ich auch. Wird schon reichen. Wenn mir nur alljetzt nichts in's Bein fährt! Scheint nicht. Nur zugerappelt und herumgeworfen da drin, Herr Räuber — ich hab' Euch bald — wenn ich nur erst im Freien bin!"

Wie schwer es Herrn Esselmann ankam, weil er, wie Jeder weiß, gar wohl beleibt war, gelangte er doch über nicht zu lange Zeit mit dem einen, dann mit dem andern Knie auf die Brüstung des Fensters.

„So. Nun wär'n wir einmal da," sumste er. „Wenn wir nun nur auch schon da draußen auf dem Gesims und dann weiter hinab und dann schon ganz drunten wär'n!"

Bei diesem Gesumse richtete sich Herr Esselmann, so viel nöthig, empor, machte sich, während er sich am oberen Rahmen des Fensters festhielt, mit den Beinen in's Freie hinaus, wobei er wohlweislich ein Weniges seitwärts und nach unten zu ermitteln suchte, wie er auf das Best' und Leichteste hinabkäme, und welcher Fuß hiezu der dienlichste sei. Was das Reiterschwert betraf, welches ihm hinderlich war, so hatte er es an die Fensterecke gelehnt, um jeden Augenblick schlagfertig zu sein, falls der Soldirer aus dem Nebengemach käme und ihn von der Flucht abhalten wollte.

Während sämmtlich dieser Veranstaltungen und des dazwischen stattfindenden, bedrohlichen Gesumses fanden sich am Eingang des Sackgäßleins ihrer Drei ein.

Die waren der Bertram — Der hatte den Tesch unterwegs getroffen und ihm seinen Auftrag ausgerichtet, worauf der Tesch sehr erfreut war und sich erbot, mitzugehen — also das waren Zwei; der Dritte aber war der Herr Heigenbosch. Selbiger befand sich seit ein paar Tagen wirklich um Vieles besser, als gewöhnlich, hatte das Haus verlassen, um frische

Luft zu schöpfen, war dem Tesch begegnet, mit demselben in den Straßen gelustwandelt und hatte sich dem Besuch angeschlossen, um bei der Gelegenheit seine Ansicht über das bewußte Remedium an Tag zu legen.

Der Bertram, der kurzgewachsene Herr Tesch mit seinem struppigen Haarwuchs und der lang und mager hersehende Herr Heigenbosch, der sich in den Tesch ein wenig einhing, bogen eben selbdritt um die Ecke und setzten ihren Pfad in Mitte des Gäßleins fort, wo die Behausung des Herrn Esselmann erst sichtbar ward — denn es ragte eine Scheune vor — als sie sämmtlich, wie angewurzelt, stehen blieben.

„Was ist denn Das?" sagte Herr Tesch, zum langen Herrn Heigenbosch aufblickend.

„Ja, was ist Das?" sagte Herr Heigenbosch, auf Herrn Tesch niederschauend, worauf sie Beide den Blick wieder geradeauslenkten.

„Wenn ich nicht irre —" fuhr Herr Tesch fort, „ja sicher — das ist ja hochwürdig der Herr Hans Esselmann in Talar und höchst eigener Persona! Gott sei ihm und uns gnädig! Er ist's!"

„Ja, er und kein Anderer ist es!" sagte Herr Heigenbosch. „Was sagt Ihr, Bertram? Nicht wahr, er ist's?"

„Wie könnt Ihr denn zweifeln!" stotterte der Bertram. „Mein herzguter Herr hat, scheint es mir, den — den Verstand —"

„Das scheint mir auch!" unterbrach Herr Tesch. „Er hat offenbar den Verstand verloren."

„Dieser Ansicht bin ich auch," sagte Herr Heigenbosch. „Da gilt es einen raschen Entschluß!"

„Den gilt's!" Dabei eilte Herr Tesch, den Herrn Heigenbosch am Arm, benebst dem Bertram etliche Schritte weiter.

„Und das leere Roß unterm Fenster — was soll denn Das —?" rief Herr Tesch. „Was fällt mir bei!"

„Und mir!" stotterte der Bertram wieder. „Wenn etwa der Reitersknecht doch —!"

„Was doch! Was fällt Euch bei?" Dabei hielt Herr Heigenbosch ein. „Sprecht doch, Ihr, Herr Tesch, Der kann ja vor lauter Schrecken nicht reden!"

„Reimt Euch's doch zusammen!" sagte Herr Tesch. „Am Ende ist die Salva-Guardia in's Haus gedrungen und hat den Esselmann angefallen; da hat ihn Der etwa mit seinem Schwert niedergestochen und flüchtet sich nunmehr!"

„Aber weßhalb soll er denn dann zum Fenster heraus?"

„Weiß der Satan, wie und was! Etwan hat der Feind die Thür' verschlossen und hat dann —"

„Dem sei, wie da wolle!" unterbrach der Bertram. „Mittlerweil' Ihr da redet —"

„Da hat er aber recht, der Bertram," sagte Herr Heigenbosch. „Mittlerweil' wir uns berathen, könnte dem Esselmann ein Unglück widerfahren. Wenn aber nur nicht etwa der Soldirer von unten herausbricht und uns etwa — anfällt! Das wär' mir nicht das Liebste — nicht, daß ich mich etwa fürchte, aber wir sind ja sonder alle Wehr'!" Wir sollten denn doch vorerst —"

„Was nicht gar, kommt nur!" drängte der Tesch und zog seinen Nebenmann fort, dem die Sache nicht recht behagte.

Der Bertram war schon voraus.

„Halt, Bertram!" ließ Herr Tesch folgen.

„Was gibt's?"

„Da her! Ich muß Euch etwas sagen. Daß Ihr ihn nicht laut anruft; man kann nicht wissen, wie und was —"

„Ihr glaubt doch nicht, daß mein Herr bei hellem Tag nachtwandle? Könnt aber doch recht haben; laßt mich nur, ich mach's ganz fein!"

Dabei eilte der Bertram wieder vorwärts bis zur Behausung, sah mit Befriedigung, daß ihn Herr Esselmann wohl bemerke, erhob hierauf die Hand und winkte und winkte, womit er andeutete, er solle sich fenstereinwärts begeben. Da aber keine Folge geleistet ward, konnte er sich nicht mehr halten und ließ mit möglichst gedämpfter Stimme hinaufzu ergehen: „Wir sterben vor Schrecken. Um's Himmelswillen, laßt doch ab —!"

Ein weiteres Wort unterblieb, indem Herr Esselmann nun seinerseits durch äußerst heftiges Winken mit der Rechten, wie auch Zudecken des Mundes, ja selbst in bedrohlicher Art durch Ballen der Faust zu erkennen gab, man sollte um jeden Preis schweigen und ihn in sämmtlich seinem Vorhaben ungestört sein lassen.

Worauf der Bertram, der Tesch und Herr Heigenbosch nichts mehr vernehmen ließen, des Kommenden harrten und nichts Anderes zu unternehmen wußten, als sich zwischen Roß und Mauer unter das Fenster zu postiren, um möglichst hilfebereit zu sein, falls sich Herr Esselmann erst mit einem Fuß auf dem Roß befinde, wohin zu gelangen, offenbar seine Absicht war — oder falls er gar einen Sturz thue.

Diese dreiseitige Besorgniß war aber von Ueberfluß; denn Herr Esselmann machte sich wunderwürdig zweckdienlich weiter und weiter herab. Zwar ließ er das Schwert fallen, welches er wieder von der Mauerecke und in's Freie hinausgenommen hatte; er selbst gelangte aber, mit etlicher Nachhilfe des Bertrams, auf den Sattel des Rosses.

Auf dem nahm er mit weiterer Hilfe Platz, ließ sich vom Heigenbosch das Schwert reichen, in dessen Nähe dem Letzteren viel sicherer zu Muth ward, und sobald Herr Esselmann, das Schwert in der Faust, fest im Sattel saß, raunte er:

„So, jetzt und nunmehr sind wir geborgen. Ihr habt etwa gemeint, ich hätte den Verstand verloren? Quod non. Im Gegentheil, ich hab' ihn nie so vonnöthen gehabt und Muth auch. Die Sach' ist aber gelungen. Wir haben ihn schon! Jetzt lauf', Bertram, und sieh' zu, daß du den Herzog Wilhelmus auftreibst und sag': Auf der Stelle soll er Etliche schicken — der Esselmann im Sackgäßlein sei in Gefahr von wegen der Salva-Guardia! Halt Bertram! Etliche von den Stärksten, sagst du — nun fort! Halt, auf der Stell', sagst du, soll er sie schicken — jetzt lauf'! Halt, wenn du ein paar Erfurtische siehst mit Schwertern oder Hellebarden, bitt' sie in mei'm Namen, sie sollten da hereilen — du — wenn's Schweinspieße sind, thut's auch nichts — — "

Auf Dieß eilte der Bertram von dannen, so fest er konnte, schier wie ein Junger, und daß ihm die zausig grauen Locken weit vom Haupt wehten.

Es währte nicht gar lange und der Tesch und Heigenbosch hatten eben genauer erfahren, um was es sich handle, als schon zwei Erfurtische daherkamen, Beide mit Hellebarden bewehrt.

„Jetzt ist's recht!“ flüsterte Herr Esselmann, den Zweien von weitem andeutend, keinen Lärm zu machen. Im Uebrigen war der Feldherrngeist schon völlig in ihn gefahren, weßhalb er, als Jene zur Stelle waren, eine ganz kriegerische Geberde zum Besten gab und mit dem Schwert auf zwei Orte deutete, dazu er leise, aber verhängnißvoll, ergehen ließ:

„Daher und dann daher! Ihr, der Erste, postirt Euch gegen

die Hausthür', falls der Reitersgesell, welcher sich da oben befindet — wie aber nicht glaublich — dennoch auf die Treppe gelangte und hier unten ausbrechen wollte! Wie er dann herauswill und will sich aber nicht zurückziehen oder ergeben, sondern daß er etwa zum Dolch griff, oder wer weiß, zu was für einer anderen Waffe, so schont ihn nicht und stecht ein auf ihn! Aber wohl verstanden, so, daß er nicht todt ist — denn wir müssen ihn lebendig in des Herzogs Hände liefern! Das ist Euer Auftrag! Ihr aber, der Zweite, stellt Euch, wohl gespreizt und scharf bedrohlich, unter und gegen die zwo Fenster dort, und wo dann an einem derselben der Gesell sichtbar wird und etwan heruntermöcht', da lupft gleich die Hellebard und schwingt sie und schreit, Ihr stächt ihn zu todt! Da bleibt er dann schon oben. Hier aber kann er zum Mindesten herab. Denn da bin ich, und wenn er aus- und herabbrechen will, schlag und fuchtle ich aufwärts, daß ihm die Lust wohl vergeht — dem gottlosen Gesell! Der soll mir's erfahren!"

Weil sich Herr Esselmann vollständig sicher wußte, hatte er unwillkürlich die letzteren Worte nicht mehr ganz leise gesprochen — weßhalb der Reitersgesell doch bemerkte, auf der Straße selbst oder hinabzu gehe Etwas vor, und glaubte zuerst, Herr Esselmann bitte zum Fenster hinaus um Hilfe.

Er öffnete demnach die Thüre, ward sogleich gewahr, daß sich Herr Esselmann nicht mehr in der Stube befinde, eilte sofort an's Fenster und sah dort mit Staunen, wie die ganze Sache beschaffen sei, nehmlich, daß sich der Esselmann wunderwürdig salvirt und mit seinem eigenen Schwert bewaffnet habe — er hingegen in die Falle gegangen und ganz wehrlos geblieben sei.

Das machte ihn für den ersten Augenblick so bestürzt, daß er sprachlos auf Herrn Esselmann hinabschaute.

Der Esselmann aber sah keineswegs sprachlos hinauf, sondern zuckte vielsagend genug mit dem Schwert und wetterte dazu empor:

„Aha! Schaut Ihr schon herab und merkt Ihr, wie, wo und wann? Ist schon zum Herzog geschickt!"

„Zum Herzog — ?"

„Ja, zum Herzog! Wart', Euch soll's werden! Des Donners, Euch soll's einmal schlimm ergehen, Ihr treulos falsch wortwenderischer, einbrüchiger Räubersgesell, Ihr! Rührt Euch nicht ab, nicht da, nicht dort, sonst fangen wir Euch mit Euerem eigenen Schwert und den Hellebarden auf, da könnt Ihr durch die Luft einen Speergang thun! Spießruthen trägt's Euch zum Mindesten!"

„Nun, Das ließ ich noch gelten!" sagte der Gesell. Er war wieder mehr zur Besinnung gekommen.

„Ja was, ob Ihr's gelten laßt, oder nicht," antwortete Herr Esselmann, „auf sothan Eueren Willen kommt's zur Zeit nimmer an! So ist's. Ich sag', Spießruthen ist das Mindeste; es fragt sich aber nur, ob man Euch nicht noch ganz etwas Anderes angedeihen läßt! Macht nur Reu' und Leid, denn ich steh' für nichts gut! Aha! Reißt aus, wenn Ihr könnt, aber Ihr könnt nicht — alljetzt hat man Euch!"

„Noch nicht!" kam's spottsam herab. „Dort ist noch eine Thür', hochwichtiger Herr, und mag sich wohl noch ein Ausweg finden, daß ich über die Dächer wegkomm' und sicher wo hinunter. Also habt Acht, daß Ihr aller Orte genug Hellebardirer hinstellt! Bin ich erst frei, weiß ich wohl eine Wehr' zu finden. Und wär's nichts, denn Euer zertretenes Schwert da, so steh' ich Euch gut, das Roß wird wieder mein, und

Alle, wie Ihr da seid, hau' ich zu Trümmern! Ich ganz allein! Ich bring' aber wohl Ihrer mehr mit!"

„Ha ha!" ließ Herr Esselmann ergehen. „Zur Thür' wollt Ihr hinaus? Und über die Dächer weg? Glaubt Ihr, man hat sich nicht vorgesehen? Da schaut, hier hab' ich den Schlüssel und selbiger schweren Stiegenpforte sollt Ihr mit nichts ankommen!"

„Das wird sich schon zeigen!" antwortete Jener.

Er verließ das Fenster, überzeugte sich von Herrn Esselmann's Angabe und sah sich nach Etwas um, die Thüre mit Gewalt zu öffnen.

Es fand sich aber nichts Dienliches vor, worüber dem Gesellen nicht sonderlich zu Muth ward.

Er verfügte sich wieder an's Fenster und verlegte sich auf eine andere Drohung.

Die war dahin gerichtet, Herr Esselmann werde die sämmtliche Soldateska des Herzogs zu grimmigen Feinden haben, deßgleichen ein Jeder, der zu ihm halte — über welche Drohung Herrn Heigenbosch so viele Sorgen erwuchsen, daß er etliche Worte fallen ließ, seines berittenen Collegen harten Sinn zu brechen.

Herr Esselmann aber gab kein Gehör und ebenso wenig achtete er auf des Soldirers allerletzte Drohung, sämmtlich seine Bücher auf ihn herabzuschleudern. Vielmehr zürnte er mit gewaltiger Stimme hinauf: „Wirf zu, so viel du willt, jetzt kommst gerad' gar nicht von der Pön — der Herzog muß schon bald eintreffen!"

Als der Reitersgesell wahrnahm, daß seine Drohungen nichts fruchteten, schlug er geschickt um, als ob ihn nur die

Verzweiflung zu so harten Worten gebracht habe, und verlegte sich auf Vorstellen und Bitten.

All Das frommte gleichwohl nichts, vielmehr ruckt' und zuckte Herr Esselmann immer mehr mit dem Schwert und wetterte: „Ob du willst dräun' oder flehen, das ist hie Alles für nichts. Fiat justitia!“

Ueber etlich kurze Weile hörte man Pferdegetrab.

„Da kommen ihrer Mehre geritten!“ triumphirte Herr Esselmann. „Das sind die Weimarischen und vom Herzog Geschickten. Merkst du was, wie er mir zu Hilf' und Schutz ist? Hör' schon die Schwerter klirren — wart Geselle, jetzt geht die Angelegenheit los!“

Herr Esselmann hatte richtig gerathen.

Es waren vier Weimarische, die daher kamen, ihnen voraus aber war der Herzog Wilhelm selbst.

Der kam die nächste Straße bis zum Eingang des Sackgäßleins. Da hielt er einen Augenblick an und fragte den Bertram, der mitkam: „Ist's da?“

„Da ist's, Herr Herzog, gleich nach der Tenne zur Linken!“ antwortete der Bertram ganz außer Athem.

Er konnte auch vor Ermüdung nimmer weiter, nur daß er bis zum Stein an der Ecke geradehinüber zu schwanken vermochte. Auf den ließ er sich nieder, um kurze Zeit zu rasten und, den Blick auf seines Herrn Losament gerichtet, zu sehen, was da vor sich gehe.

Herzog Wilhelm aber, der von Nichts näheren Bericht hatte, als von einer argen Salva-Quardia und Herrn Hans Esselmann's Gefahr, sprengte das Gäßlein hindurch, kam vor der Behausung an und hatte schon das Wort auf der Zunge, den

Reisigen mit Strenge anzulassen und nach Verhältniß des Vorfalles vor der Hand mindest in Haft zu senden.

Da klärte sich plötzlich seine finstere Stirne und, wohl erstaunt, aber lächelnd, schaute er hin.

Denn es bedünkte ihn schier wundersam ergötzlich, daß er, statt eines gewappneten Soldirers, einen alten Herrn zu Roß erblickte, ganz stattlich von seinem schwarzen Talar umhüllt und dabei das Schwert in der Hand.

„Wer seid Ihr?" fragte er.

„Der Esselmann bin ich!" war die Antwort.

„Der seid Ihr?" sagte der Herzog. „Derselbige, welcher den belehrten, christlichen Kriegsmann abfaßt?"

„Ist schon völlig abgefaßt."

„Wünschen Euch Glück dazu — scheint uns auch mit dem seinsollenden Podagra besser zu stehen."

„Ist kein Podagra und kein Zipperlein. Hab's schon geschrieben. Und jetzt spür' ich gar nichts."

„Da seht, wie bündig Ihr seid! Also was soll Euer Ritt? Wo ist die Salva-Guardia? Was hat's gegeben, und wie kommt Ihr zu Roß, hochwaltender Herr?"

„Wo die Salva-Guardia ist?" brach Herr Esselmann los. „Da droben ist sie! Was es gibt, das sollt Ihr auch erfahren, Herr Herzog! Ueberfallen bin ich worden und — und beraubt werd' ich wohl schon sein. Wie ich auf's Roß kam, das ist aber so. Ich, Hans Esselmann, des Doms zu Erfurt, bin da oben heraus, wo Euer, des Herzogs von Weimar, Reitersgesell hinein ist, und weil er, wie Andere, deren Schuld Ihr bezweifelt, nicht für gut fand, Wache zu halten und Person und Eigenthum zu schützen, also fand ich für gut, hier an seiner Statt Wache zu halten, damit er, herzoglichem Befehl zur

Schande, ungestört plündern und rauben kann! So ist's! Aber es steht geschrieben — "

„Halt da!" fiel der Herzog ein. „Ihr möchtet uns wohl eine Predigt halten. Die schenken wir Euch. Schand' und Spott lassen wir aber so viel weniger über uns!"

„Das erwart' ich von Euerer Gerechtigkeit!" sagte Herr Esselmann. „Laßt den Gesellen sogleich ergreifen, Herr Herzog, und gebt mir Genugthuung, wie ich sie billig finde!"

„Das habt Ihr uns nicht zu bedingen," unterbrach Herzog Wilhelmus; „es wird ihm und Euch Recht, wie sich's gebührt. Unserem guten Willen aber deßgleichen — zuvörderst unserer Ehre! Also damit zahl' ich die hingeschleuderte Schand' ab und häng' sie zum Dank da her an Euer Fenster! Ab da Eurer Zwei von den Rossen, und heraus mit dem Reitersgesellen!"

„Wa — was? Halt, Ihr Zwei, und bleibt da!" rief Herr Esselmann. Die Worte vom Fenster und der hinzuhängenden Schande hatte ihn unsäglich bestürzt gemacht. „Wie hab' ich — wie hab' ich Das zu verstehen?"

„Ist doch leicht zu verstehen!" sagte Herzog Wilhelm. „Den Gesellen laß ich herausnehmen und an Euer Fenster knüpfen. Ihr herausfahriger Herr, Ihr, glaubt Ihr, da wird gescherzt?"

„Ho — o — heiliger Herr Zebaoth —!" stotterte Herr Esselmann. Wie noch nie in eines seiner Beine, fuhr's im Blitz in sein Herz. „Da — daher — an mein Fenster wollt Ihr — — aufknüpfen wollt Ihr ihn lassen — ?!"

„Was ist Euch denn und da viel dran?" kam's ein wenig unmuthig. „Habt selbst gesagt und geschrieben, Strenge thät' Noth —!"

„Sicher thut sie Noth!“ fiel Herr Esselmann ein; „und Das sag' ich jetzt auch noch! Aber wer wird denn gleich zum Strick greifen? Wie kann sich denn der Gesell noch bessern und inskünftig gut verhalten, wenn Ihr ihn flugsweg in den Tod schickt? Und Ihr wißt ja noch nicht einmal, was er und ob, und wie da — dann auch, mit welcher Sühne ich zufrieden bin —? Ich hab' da doch auch mitzusprechen!“

„Was für Gethu' und Gerede!“ fiel hinwieder der Herzog ein. „Ihr habt da nichts einzuwenden und nichts zu sprechen, als Eines. Wie trug sich die Sach' zu, und was hat er gethan? Heraus mit der Wahrheit und, bei Euerer Ehre, kein zu mildes Wort!“

„Ja, da kann ich wohl nichts Gutes sagen,“ stotterte Herr Esselmann, „und muß der Wahrheit zu Lieb' Farb' bekennen. Also, Das ist ja wohl wahr — das Fenster hat er eingeschlagen, hinein ist er und hat mich verhöhnt; mein Schwert hat er mir zertreten, meine Bücher und Scripturen hat er mir zerarbeitet; was in der Schrift steh', hat er mich angespottet, danach frag' er keines Deuts Werth; Euch selbst hat er verhöhnt und gesagt, so man Euch zehnmal die Nas' gedreht, also dreh' er sie Euch zum eilften Mal; nächst hat er mir mit leiblichem Angriff den Schlüssel zum Schrein abgefordert, mit mir gerungen, auch letzlich einen ausnehmenden Ruck vel Stoß gegeben und in seinem Grimm mit dem Knauf auf mich einschlagen wollen, daß ihm das Schwert aus der Hand flog, das ich dann später erhob — dann schlug er die Thür' zu und ist über den Schrein her, da sind an die funfzig Goldgulden in lauteren Thalern drin; — item da kann ich nichts Anders sagen, als daß das Alles ganz arg ist — indeß, es fragt sich nur —“

„Genug!“ unterbrach ihn Herzog Wilhelmus. „Der Gesell

sollte ja billig drei Hälse haben, statt seines einigen. Da gibt's kein ob oder ob nicht — kein Wort weiter —"

„So laßt mich nur reden, Herr Herzog!" rief Herr Esselmann. „Was ich da sagte, ist so sicher wahr, als Ihr mir's bei meiner Ehr' abverlangt habt. Ich sag' Euch aber, wie der Gesell allererst vom Roß aus redete und hinterdrein handelte, das geht nicht mit rechten Dingen zu. Es mag ihm etwa die große Hitz' zu Kopf gestiegen sein, daß er aus dem Concept kam — so kann's ja auch sein!"

„Das ist Alles nichts!" fiel der Herzog wieder ein; kaum konnte er ein Lächeln unterdrücken. „Ihr seid zaghaft geworden, weil Ihr Ernst seht. Das ist's. Oder ist das Euere Meinung, was das verrückte Concept betrifft? Nochmals bei Euerer Ehr!"

„Immer kommt Ihr mir mit meiner Ehr' daher, Herr Herzog! Man hat oft eine Meinung und weiß doch nicht, ob, oder was! Es ist schon genug, wenn die Sach' —"

„Nun will ich doch sehen, ob Ihr nicht bald — soll ich mich da mit Euch streiten?! Zum letzten Mal! Ich frag' Euch wiederholt, habt Ihr nicht selbst drauf gedrungen, daß Exempel statuirt werden?"

„Wer — wer sagt Euch denn, hoher Herr, daß ich Das unbedingt und gleich von vorneherein also verstanden wissen will?" rief Herr Esselmann in stets größerem Eifer. „Les't nur erst mein Opus, dann wird sich die Sach' ganz klar herausstellen! Ich hab' da auch wohl in mei'm Schreiben an Ew. fürstlichen Gnaden einen sicheren Ruck und Druck gegeben, weiß schon — ich mein' aber Das nicht so, es wär' Einer denn ganz unverbesserlich. Da könnt Ihr ihn dann aufknüpfen lassen. Ei dagegen hab' ich sicher nichts! Aber vorerst giebt's

ja doch noch andere Exempel. Sag' ich, ist denn scharfes Gefängniß kein Exempel? Frag' ich, ist schmale, oder aber gar keine Atzung, nicht auch was? Ungerechnet den Durst! Dann giebt's erst noch mehr! Eins nach dem Andern. So ist's! Nicht aber, daß man gleich den letzten Trumpf ausspielt! Und dann ist auch die Schuld geringer durch fremdes Beispiel. — Wüßtet Ihr nur, wie ich die Heerführer anlasse!"

„Das mag ich noch anhören — soll da etwan auch ein allmälig Exempel mit Gefängniß, Atzung und Durst statuirt werden?"

„Da seid Ihr ganz im Irrthum," rief Herr Esselmann, „denen Oberen geh' ich nicht so zu Leib, sondern ganz anders! Scharf ist's, doch ich schrieb's, also steh' ich dafür ein und sag's auch grad heraus. Ich hab' aber so geschrieben: „Ihr hohe Herrn und Heerführer, laßt Euch selbst mit der Gewalt wohl an, auf daß Ihr die Sach' der Großen unbeleidigt lasset! Da gebt Ihr dann ein gutes Exempel inferioribus et infimis militibus, will heißen, dem niedrigeren Kriegsvolk! Denn es statuirt sich, hab' ich geschrieben, das Exempel nicht allein in der Strenge an den Anderen drunten und am Bösen, vielmehr auch oben an sich selbst und im Guten! Also seht Euch wohl vor, Ihr hochwaltende Herren, denn ich fürcht', Ihr verfallt ansonst dem Teufel!""

„Immer besser!" sagte Herzog Wilhelmus. „Ihr habt uns da eine saftige Lehr' angedeihen lassen —"

„Wer red't denn von Euch?!" fiel Herr Esselmann ein. „Ich red' ja nur in toto et genere, und dazu hat Jeder das Recht und die Pflicht — wie denn da geschrieben steht und wohl anzuwenden ist —"

„Nun kämt Ihr schon wieder mit einer Predigt," fiel Jener ein, „Alles vergebens! Er wird doch aufgeknüpft!"

„Und ich leid's einmal nicht!" rief Herr Esselmann.

Dabei gab er dem Roß einen leichten Streich, ritt ganz dicht vor die Hausthüre und streckte das Schwert aus, alles Eindringen zu verhindern.

„Wollt Ihr da zurück?" herrschte Herzog Wilhelm.

„Nein, das ist mein Haus!" kam's entgegen.

„Und der droben ist mein Kriegsknecht. Soll ich ein anderes Wort mit Euch selbst reden, der Ihr Uebelthäter in Schutz nehmt? Merkt's Euch! Weg da, Reiter und Roß, ich befehl' es!"

„Da vermag ich nichts weiter," sagte Herr Esselmann. „Gegen Gewalt und Eueren Befehl kann ich nichts thun. Aber —" dabei gab er dem Roß einen Ruck und Zuck mit dem Zaum und drängte es an seinen früheren Ort zurück — „aber ich protestire feierlich und wasche meine Hände in Unschuld!"

„Nehm's auf mich!" sagte Herzog Wilhelm. „Hätt' ich doch nimmer geglaubt, daß ich mich mit Euch abstreiten müßte! Also auf da, Ihr Zwei, und hinein, und heraus mit dem Gesellen. Von Euch andern Zwei Einer fortgesprengt, um was zur Sach' gehört und einen Feldpater!"

Dem Befehl ward beiderseits Folge geleistet.

„Also nun habt kurze Geduld, Herr Esselmann, die Angelegenheit ist bald vorüber!"

Drauf lenkte Herzog Wilhelmus sein Roß um, ritt, hinter sich den vierten Reisigen, etliche Schritte gemach fort, und dann weiter gegen das Ende des Sackgäßleins.

Da hielt er ein wenig an, gen rechts in die größere Straße blickend. Ueber etliche Weile lenkte er in dieselbe ein und setzte seinen

Weg um ein Stück weiter fort, indem er Das, was zur Sache gehörte und des Paters Ankunft erwartete.

Mittlerweil' nahte der Bertram Herrn Esselmann und seinen Freunden, von welchen Herr Heigenbosch ganz lebhaft die Partei des Ersteren, Herr Tesch aber die des Herzogs von Weimar ergriff, worein auch die Erfurtischen stimmten.

Herr Esselmann hörte weder das Eine, noch das Andere. Das kommend kurze Verhör, die grausige Execution — alle seine Sinne waren in Aufruhr, und er hatte weiters keinen festen Gedanken, als den, es sei so rasch, als möglich, abzuhelfen.

Aber wie, und was thun?

Nichts Tröstliches fiel ihm für den Augenblick bei, als Eines. Er hatte den Schlüssel zur Treppenthüre oben, also konnten die Weimarischen da nicht hinein, wo der Reitersgesell nimmer herauszukommen vermochte, und nahm er auch an, daß sie sich wohl umsähen, hoffte er doch, daß sie nicht sogleich Etwas finden würden, um die Thüre mit Gewalt einzubrechen.

Aber zuletzt konnte ihnen denn doch Etwas zu Handen kommen!

Also galt es, Zeit zu gewinnen und irre zu führen.

Eine List blitzte in seinem getümmelvollen Haupt auf — und zum Erstenmal in seinem Leben griff er zu einer Nothlüge.

Demnach entdeckte er den zwei Erfurtern, es sei oben das Schloß abgefallen, und fuhr dann, augenscheinlich ganz ergrimmt, fort:

„Ich hab' mir die Sach' überlegt! Der Gesell muß heraus! Heraus muß er, sag' ich, und die Thür' muß eingebrochen werden! Auf, Ihr Zwei, gebt dem Tesch und Heigenbosch Euere Hellebarden, damit er vom Fenster nicht entrinnen kann! Auf,

sag' ich, und in's Haus hinein, sucht, ob Ihr etwas Taugliches findet, da seid dann den Weimarern drin behilflich und braucht Gewalt!"

Rasch griff der Herr Tesch zur einen Hellebarde, Herr Heigenbosch aber mit viel Zagen und den widersprechendsten Gefühlen zur anderen. Die zwei Erfurtischen hingegen brannten vor Begierde, dem Frevler zur Strafe zu verhelfen, und drangen sofort in's Haus, während der Tesch sich mit seiner Hellebarde in mannhaftester Weise und jederzeitiger Schlag- und Stoßbereitheit unter das nächste Fenster postirte, Herr Heigenbosch aber mit sichtlich weit weniger Heldenmuth an das zweite.

„Da — das ist meine Sach' nicht," stotterte er. „Ich sag' Euch zum Voraus, Herr Esselmann, ich steche nicht —"

„So hebt Euch weg," grollte Herr Tesch — „ich schütz' beide Fenster, mir kommt er nicht aus! Wo er 'raus will, hup, ist er in der andern Welt!"

Das bekräftigte Herr Tesch auch mit mächtigem Ausfall und bedeutendem Schwung seiner innehabenden Hellebarde aufwärts.

Herr Esselmann aber raunte mittlerweil dem Bertram in's Ohr: „Auf, Bertram, und geh' nach in's Haus!"

„Ich soll auch helfen?" stotterte jetzt der Bertram. „Was höllische Wuth ist denn in Euch gefahren?"

„Sei nur klug," raunte Herr Esselmann. „Ich will ja dem Gesellen die Freiheit geben, und dazu bedarf's List!"

„Lautet anders, und bedarf's wohl, daß wir's ganz fein anstellen," raunte der Bertram, „mir fällt aber nichts ein!"

„Schweig' nur," fuhr Herr Esselmann fort. „Folg' du sogleich und führ' sie allesammt da- und dorthin, verstehst du, wo sie nichts finden. Wenn du dann meinst, es sei Zeit genug verstrichen, find'st du erst den Schlüssel zum Gebälk und Gerumpel in der alten Werkstatt. Verstehst du, dann lenk' und

richt' es auf der Stieg so, daß Ihr mit dem Brechzeug über Zwerch kommt und nimmer leicht fürder könnt. Verstanden?"

„Das habt Ihr wohl fein ausstudirt!"

„Nicht wahr? Mach' nur, daß du gehst! Du, Bertram, halt ein — wenn sie den Balken etwa doch wieder gerad' lupfen, zum Einstoßen laß es nicht kommen, sondern dann fällt dir erst ein, daß ich aufsperren kann — und ich hätt's nur in meinem Zorn vergessen, oder was — sag', was du willst, Gott verzeiht's schon, es gilt ein Menschenleben!"

Alsbald war der Bertram im Haus.

„Muß Der auch helfen?" rief Herr Tesch.

„Ja, Der muß auch helfen!" antwortete Herr Esselmann. „Nit aber, wie Ihr meint, 'raus muß er — Das sollt Ihr sogleich sehen! Da oben muß er 'raus und fort —!"

„Jetzt red't Ihr wieder anders!" rief Herr Tesch und stampfte voll Unmuth mit der Hellebarde. „Frei wollt Ihr ihn lassen? Das gestatt' ich nicht!"

„Ja, frei will er ihn lassen!" rief Herr Heigenbosch. „Und wenn's Euch nicht genehm ist, alle Blitz, Hagel — ich befehl' Euch, laßt Herrn Esselmann, oder ich bin im Stand —"

Mit ziemlicher Gewalt stieß Herr Heigenbosch seinerseits die Hellebarde auf den Boden. „Wärt Ihr unseres Standes, sprächt Ihr ganz anders. Wenn ihn der Himmel strafen will, soll er ihn wo anders strafen —"

„Ihr wollt sagen, soll er ihn im wiederholten Fall strafen!" fiel Herr Esselmann ein.

„So meint' ich's" verbesserte Herr Heigenbosch.

Herr Tesch wollte noch weiter remonstriren, es war aber fruchtlos. Herr Esselmann hatte sich schon im Bügel erhoben, schlug mit dem Schwert an das Fenstergesims und rief:

„He da Ihr — schaut 'raus! Hört Ihr nicht? Heraus=schau'n sollt Ihr, Reitersgesell!"

Ganz verstörten Antlitzes sah die Salva=Guardia herab.

„Auf der Stell' herab da!" gebot Herr Esselmann.

„Daß ich ein Thor wär'," war die Antwort, „vielmehr hab' ich Euer zerbrochenes Schwert, und wenn sie eindringen, verkauf' ich mein Leben theuer!"

„Ihr Thor!" rief Herr Esselmann. „Deß bedarf's nicht. Ich will Euch retten. Auf der Stell' steigt herunter, so schnell Ihr's vermögt, und jagt zur Stadt Erfurt hinaus!"

„So ist's gemeint?! Tausend Dank!" versetzte der Reiters=knecht freudig. „Gleich komm' ich — — — so — nur herab vom Roß!"

„Halt!" fiel Herr Esselmann ein. „So thun wir nicht. Schwört vorerst, daß Ihr nirgends mehr einsteigt, Ihr mögt in der Welt sein, wo Ihr wollt!"

„Das schwör' ich!" sagte Jener, die Arme schwungbereit aufstützend.

„Dann schwört, daß Euch ganz billig und recht geschäh', wenn Ihr da aufgeknüpft würdet!"

„Wenn ich da —"

„Wollt Ihr gleich?!" fuhr Herr Tesch dazwischen.

„Also das schwör' ich auch!"

„Dann schwört, daß Ihr einen verruchten, fluchwürdigen, heuchlerischen, gotteslästerlichen Gesellen an mir gemacht habt!"

„Gilt auch!"

„Schwört!"

„Auf der Stell'!" rief Herr Heigenbosch ganz muthig da=zwischen. „Oder Ihr sollt mich kennen lernen!"

„Also ich schwör'! Aber nun macht, daß es was wird!"



„Und daß Ihr die Angst nie vergeßt," rief Herr Esselmann, „so Ihr ausgehalten habt, und daß Ihr Euch an Niemand rächt!"

„Das schwör' ich wieder!!"

„So, und nun schwör' ich Euch, daß Ihr mir doch den Tod fändet, wenn ich nicht Etwas in Bedacht gezogen hätte. Das ist aber dieß. Es steht nehmlich geschrieben —"

„Um's Himmelswillen, erlaßt mir nur jetzt die Predigt!" kam's herab. „Da an der Stiegenthür' reißen und zerren sie schon längst wie ein Schock Teufel; nun kommen sie, glaub' ich, gar mit einem Balken daher. Gleich herab vom Roß, oder all' Euere guten Entschlüsse sind für nichts und habt das Verderben meiner gebeßerten Seel' auf der Euern!"

„Also hilf mir vom Roß, Bertram!" sagte Herr Esselmann.

„Nur nicht so langsam!" kam's vom Fenster herab.

„Schweigt!" war die Antwort. „Glaubt Ihr, es geh' bei mir so schnell? So, jetzt wird's gleich." Der Gesell war schon mit einem Fuß außerhalb des Fensters. „Halt! Wie ist's mit dem Geld? Eine Hand voll dürft Ihr mitnehmen, denn Ihr habt nichts und müßt in die weite Welt hinaus, und wenn Ihr auf der Flucht nichts habt, weiß der Himmel, was Ihr begeht!"

„Nichts nehm' ich!" war die Antwort. „Daß ich meinen Wohlthäter beraubte! — Das wär' mir eine schöne Beßerung!"

„So ist's recht, Das hör' ich gern, und nun glaub' ich Euch in Allem!"

Bei diesen Worten hob Herr Esselmann den linken Fuß aus dem Bügel, der Reitersgesell' aber kam in einem Schwung herab und war alsbald im Sattel.

„So, nun habt die Gunst und gebt mir mein Schwert!" sagte er. „Das Euere, seht da, das schenkt mir zum Andenken, d'raus laß' ich mir einen Breitdolch schleifen!"

„Kann nicht sein," sagte Herr Esselmann; „es soll mir selbst ein Angedenken sein!"

„Was da, ich hab's einmal, mir soll's zu einer Warnung dienen!"

„Dann laßt es gelten!" sagte Herr Heigenbosch.

„Also behaltet's," sagte Herr Esselmann, „aber beeilt Euch doch!"

„Bin schon bereit, nur noch schnell eine Gunst! Gebt mir Eueren Talar!"

„Was soll ich? Meinen Talar?" Seid Ihr bei Trost?"

„Ihr sollt ihn sicher wieder haben, ich schick' ihn Euch zurück, und wär's von noch so weit! Nur her damit und keine Zeit verloren — und Euer schwarzes Käpplein auch dazu! Ich häng' mein' Helm an den Sattel. So sput' Euch doch!"

„Aber wo — wozu denn und weßhalb?"

„Merkt Ihr's denn nicht? So der Herzog von dort heraufkäm', und ich reit' gelassen links ab, bis ich dann auf einmal aushol' und durchaus sprenge, da meint er, Ihr wärt's, und wenn er mich verfolgen läßt, ist's zu spät."

„Da hat er im Grunde wieder Recht," sagte Herr Heigenbosch.

„Ihr werdet doch Das nicht thun —" rief Herr Tesch.

„Er hat aber Recht!" sagte Herr Esselmann. „Es ist ein ganz guter Gedanke! Also, da nehmt ihn um, den Talar — so, und da ist das Käpplein — daß ich's aber in zwo Tagen wieder hab'!"

„Drauf könnt Ihr schwören. So! Was sagt' ich? Gelassen? Ei, es könnt doch besser frommen, ich hetz' gleich an! Fahrt wohl, Ihr Herren!"

Dazu gab der Reitersgesell dem Roß die Sporen in die

Seite — und auf und davon gesprengt, gerad' aus, nächst links ab und auf's Krempferthor zu.

„He, he," sagte Herr Heigenbosch. „Den treibt weiters die Angst! Der steigt nirgends mehr ein!"

„Der sicher nimmer!" sagte Herr Esselmann.

Der Reitersgesell war scharf auf dem Weg, als der Herzog, der den Feldpater von ferne kommen sah, auch viel Volkes, sich wandte.

„Was ist denn Das?" sagte er. „Da fliegt Einer dahin in schwarzem Talar. Das ist sicher der Esselmann, Dem ist das Roß scheu geworden. Ei, oder reitet er in der Verzweiflung davon? Etwan ist was Anderes los — vielleicht Kampf mit dem Reitersgesellen?"

Er setzte ein und sprengte auf das Sackgäßlein zu — der Reisige ihm nach — um die Ecke herüber und vor Herrn Esselmann's Behausung.

Aus der waren just Die vom Herzog, die Erfurtischen und der Bertram getreten und waren die Ersteren daran, den bewußten Schlüssel zu verlangen.

„Was ist's und gibt's da?" rief Herzog Wilhelmus. „Was seh' ich — Ihr seid hier, Esselmann?"

„Ja, ich bin hier!" sagte Herr Esselmann, der in seinem anliegenden, schwarzen Untergewand und sonder Käpplein dastand.

„Ich sah Euch aber doch von dannen sprengen. Was ist Das — wo ist die Salva-Guardia —?"

„Wo die Salva-Guardia ist? Das kann ich Euch nicht so genau sagen — aber beim Krempferthor ist sie etwan wohl schon draußen!" antwortete Jener.

„Also ist der Gesell ausgebrochen? Habt Euch schrecken lassen?! Pfui der Schmach!"

„Ja, da soll Einer nicht erschrecken!" antwortete Herr Esselmann. „Sitz' ich da zu Roß, kommt er übereins herab und setzt sich auf's Roß. Dann nimmt er mir das Schwert aus der Hand, nächst verlangt er mein' Talar und Käpplein, daß er Euch täusche — denkt nur, welche Kühnheit — dann rasch auf und davon und um die Ecke hinüber und verschwunden — das war Alles, wie der Blitz, so was hab' ich mein' Lebzeit nicht gesehen!"

„Nun versteh' ich die Sache?!" fuhr Herzog Wilhelmus wirklich erzürnt auf. „Alles ist Euer Werk?! Aber so Gott will, soll der Gesell doch dran. Auf da, ihr Zwei, und setzt ihm nach —!" Zur Stelle sprengten die Zwei fort. „Heißt Das gerechter Sache dienen, und Euerem Briefwerk und Opus dazu!"

„Ja, was da, mein Briefwerk und Opus," versetzte Herr Esselmann, „da fehlt sich's in nichts. Unzugegeben aber, daß ich auf so strenge Executiones angetragen hätte, ist es doch Zweierlei, in best' gerechtem Groll und Eifer schreiben — und die Sach' realiter mit kaltem Blut traktiren sehen. Habt im Uebrigen nur ganz guten Muth und zürnt nicht weiter, Herr Herzog, nur Muth, denn woran zuvörderst Alles liegt, das ist in concreto, will heißen, für diesen Fall erreicht. Dieser davongesprengte Reitersgesell hat nehmlich so viel Angst und Pein erlitten, daß er auf's Weitere sicher nichts mehr wagt; er hat auch alles Gute beschworen, und als ich ihm erlaubte, eine Handvoll Geldes mitzunehmen, weil er das Weite suchen müsse, so hat er nicht einmal Das angenommen!"

„Das nimmt mich schier Wunder!" sagte der Herzog.

„Mich nicht," antwortete Herr Esselmann; „und Talar

benebst Käpplein will er mir auch in Bälde zurücksenden. Also wenn Ihr ihn einholt, dann ist's des Himmels Wille. Ich aber bin Zeuge seiner thätigen Reue, und so dann ich zufrieden bin und für ihn bitt', da mögt Ihr ihn für dießmal wohl auch schonen, denn es steht geschrieben —"

„Halt auf und kommt mir nicht wieder mit der Predigt!" fiel's ihm in die Rede. „Wollt' ich streng gerecht sein, möcht' ich Euch selbst eine halten und Euch in Haft setzen, weil Ihr meiner Justiz in Weg getreten seid. Weil Ihr aber selbst viel Schrecken erlittet, mag's Euch hingehen, Ihr wild milder Herr Esselmann, Ihr!"

„Nennt mich nicht wild und nicht zahm, hoher Herr," versetzte Jener, sich die Stirne wischend, „eh' Ihr mein Opus gelesen habt, da werdet Ihr dann das Rechte schon von mir halten. Weil der Gesell nur fort ist. Ich hätt' keine ruhige Nacht mehr gehabt. Für jetzt bitt' ich um eine andere Salva-Guardia."

„Seht erst nach, ob's noch Etwas zu schützen gibt," sagte Herzog Wilhelm; „denn was die Handvoll Geld betrifft, heg' ich billige Zweifel!"

„Ich aber nicht im Geringsten!" sagte Herr Esselmann. „Wenn ich Alles so gewiß wüßte, als Das, da wär's gut. Erlaubt Ihr's, so will ich's Euch sogleich beweisen."

„Thut's nur!" sagte Herzog Wilhelm.

Worauf sich Herr Esselmann in's Haus und sein Losament begab.

Nach einiger Zeit erschien er am Fenster.

„Also was ist's mit der Hand voll Geld? Hat er sie mitgenommen?" fragte der Wilhelmus.

„Nein, — er hat sie nicht mitgenommen —!“ sagte Herr Esselmann ganz starr — „er hat — Alles mitgenommen!“

„Alles? Da ist's mit der thätigen Reue nichts, wie mich bedünkt!“

„Nein — damit ist's nichts!“

„Und was Eueren Talar und selbiges Käpplein betrifft, fürcht' ich, wird auch nichts wiederkehren.“

„Das fürcht' ich nunmehro beinahe — und schier auch.“

„Ei nun, Das läßt sich noch ertragen; ist Euch doch Euer Best' und Wichtigstes geblieben, der belehrte christliche Kriegsmann!“

„Den hat er mir sicher gelassen. — Dort ist er — wo —? Halt —“

Herr Esselmann wandte sich vom Fenster ab.

Ueber ein paar Augenblicke erschien er wieder.

„Nun, was ist's?“ fragte der Herzog. „Ihr steht ja wie versteinert. Er wird doch das Büchlein nicht mit fort haben?“

„Es muß — doch so — sein —“ lallte Herr Esselmann, „denn — es ist nimmer da — — — Donnerwetter!“ brach er los, „jetzt reut's mich aber schier, daß ich den Gesellen von dannen ließ! Heilig Kreuz Blitz Stern — verzeih' mir's der Himmel — aber Das hätte ich nicht geglaubt! Jetzt raubt mir der Gesell meinen christlichen Kriegsmann! Dafür soll er eines Tags das Zipperlein haben — nein, ich räch' mich nicht — aber arg ist's — Donnerwetter — jetzt hab' ich gar nichts mehr!“

„Als Euer Zipperlein,“ sagte Herzog Wilhelmus. „Das nimmt Euch sicher Keiner mit. Damit Gott befohlen. Erwischen wir ihn, erhaltet Ihr das Euere zurück und eine Salva-Guardia dazu — fürerst habt Ihr wohl keine von Nöthen!“

Er gab dem Roß die Sporen und ritt davon, die vier Soldknechte hinter ihm drein. „Ein anderes Mal!“ rief er dem Feldpater zu, der eben in Begleit einer Schaar neugieriger Erfurter daherkam, Reisige waren auch gar viele unter der Menge. „Der Vogel ist ausgeflogen — — —!“

Da machte der Feldpater sich wieder auf den Rückweg.

Die Menge aber, und stets Mehr' und Mehre kamen, begab sich vor das Haus im Sackgäßlein. Da hatten die zwei Erfurter genug zu erzählen, und gab's ein Gered' und Lachen und war Leben und Bewegtheit im Sackgäßlein, wie noch zu keiner Zeit, so lang Stadt Erfurt stand.

Das war das Rechte für Herrn Esselmann!

Aber da half kein Groll und Unmuth. Den ganzen Tag bis spät Abends kamen die Leute von Erfurt in's Sackgäßlein und sahen zum Fenster, dran die Salva-Guardia ihren Frevel hätte büßen sollen. Alle aber, die Soldknechte ausgenommen, wünschten, man möge des Reitersgesellen habhaft werden, daß er seine Pön erstehe, der Esselmann aber wieder zu Baarschaft, Talar, Käpplein und zu seinem Opus käme.

Aber selbiger frommer Wunsch war vergeblich.

Der Gesell war davon, ward nicht mehr eingeholt und man hat weiter nichts Gewißes von ihm vernommen.

Hat eben des Esselmann Geld in anderen Lagern verzecht und verwürfelt, Talar und Käpplein sicher bald vertrödelt und in's Büchlein etwa zum Spott geschaut, dann und wann, bis er's einmal verlor, und wer weiß, auf welchem Schlachtfeld er das Leben ließ.

So viel aber ist bekannt.

Herr Hans Esselmann hatte noch längere Zeit so wenig

Ruh' in seinem Sackgäßlein, daß er schier noch weiter weggezogen wär'.

Dann ließ das Gedräng' und Geschau' wohl nach.

Aber selbst in späteren Jahren schaute noch Mancher zum Salva-Guardia-Fenster hinauf, der außerdem nie in diese Gegend gekommen wäre.

Zu den Zeiten war der Esselmann längst nimmer zu Erfurt, sondern in der anderen Welt.

So lang er aber nicht in der anderen Welt war, sondern noch zu Erfurt lebte, ergab sich weiters kein rechter Anlaß, zu beweisen, daß er auch bös sein könne. Das mußt' er dulden, und trug's auch gerne. Was sein Podagraw vel Zipperlein betrifft, so gab ihm das auch noch manchen Riß; dafür hatte er aber ein ungetrübtes Herz; und war ihm die eine Geschrift entführt worden, nun so schrieb er dafür noch manche andere, drin sich sein edles Gemüth abspiegelte, und er männiglich ein treffliches Exempel statuirte.

Was er aber auch schrieb, berühmter ward doch nichts, als selb Eines, wie sich darüber ein Sicherer von Dazumal reimweise vernehmen läßt.

Lautet:

Auf daß die Salva guardi wäre davon,
Hätt Herr Esselmann vom schreiben nit ablon,
Und noch viel verfaßt und zusammengeskribirt,
Das sein' Mild', Klug' und Gelahrtheit wohl ziert,
Sein Best's aber hätt er vorhero schon than,
Als ist: Der belehrt christlich Kriegsmann.
Selbig Opus ist unsäglich berühmt gewesen —
Ward aber nie druckt und hat's Keiner gelesen.
So viel vermeld' ich, Itzenich, Paulus, Peter,
Poëta und des Hans Esselmann Vetter.

So, nun weiß Jeder vom Esselmann zu Erfurt und seiner Salva-Guardia.

Wär's Euch etwan beßer angestanden, wie oft, von einer holden Maid zu vernehmen?

Nun ist's einmal so.

Wollt Ihr aber fein freundlich sein und warten,
Blüht Euch manch' duftig Röslein im Garten!

2.

Der Rosenauer Krieg.

Von tapferen Leuten bericht' ich unsäglich gerne, besonders, wenn sie gleich Mehren miteinander trotzten.

Jetzt habt Acht, denn von Solchen erzähl' ich Euch jetzt drei Geschichtlein, und hier hebt das erste an.

Als man 1556 zählte, hielt sich zu Augsburg ein junger, reicher Kaufherr aus Wien auf, Namens Diepold, und obwohl ihn seine Geschäfte wegzogen, blieb er doch stets zu Augsburg, denn er hatte sich des Stadtobristen Töchterlein erkoren.

Nun hatte der Stadtobrist, Sebastian Schertlin, nichts einzuwenden, als Eines, nämlich: Daß der Kaufherr von Wien zum Ellenstab geschworen habe, anstatt zum Degen.

Da sagte Herr Diepold eines Tages: Jeder habe seinen Beruf, es gebe aber feige Soldaten und muthige Kaufherren, und käme nur die Gelegenheit, so wolle er seinen Muth sicher beweisen.

Bald darauf erscholl die Kunde, zu Donauwörth mustere man dreitausend reisige Knechte für Kaiser Ferdinand; es liefen Ihrer aber an die zwölftausend zusammen. Es war dem=

nach zu befürchten, daß sich der oder jene vacirende Feldhauptmann dareinmische, etlich fahrendes Volk ansammle und der Stadt Augsburg mit Raub und Brand zu schaffen mache.

Da ward sofort Rath gehalten, die Gefahr als übergroß geschildert, ein Beschluß gefaßt und Herr Sebastian Schertlin beauftragt, vierthalbtausend reisige Leute zum Schutz der Stadt Augsburg zu werben.

Als es nun zum Mustern kam, fand sich Herr Diepold von Wien gleichfalls ein, war auf's Beste zum Krieg gerüstet und sagte, er wolle mit gegen den Feind stehen.

Hiezu lachte der Stadtobrist, der ihm insgeheim sehr geneigt war, und hatte nichts wieder den Entschluß; er rieth ihm aber, sich noch einmal zu bedenken. Denn der Feind sei kein guter Kunde, bezahle, statt des Silbers, mit Blei und feilsche um's ganze Leben. Er solle demnach zu Hause bleiben, da könnte sich noch Alles machen; säh' er ihn aber Reißaus nehmen, wär' seine ganze Angelegenheit verspielt.

Darauf schlug Herr Diepold auf sein Schwert und sagte: „Wann Ihr Das von mir seht, so sei dem also. Ich halte aber aus bis auf den letzten Mann und komm' ich davon, ist Euere Tochter mein."

Etliche Tage später marschirten sämmtlich das Kriegsvolk und die Führer vom Sammelplatz zum Rothenthor herein und durch die Stadt zum Wertachbruckerthor wieder hinaus in's Lager.

Mittlerweil nun Reisige und Obere des Feindes harrten, zeigte sich Derselbe keineswegs, und zwar Tage und Wochen lang; und hätte sich nicht zu Zeiten ein Häslein sehen lassen, das seinen Vorwitz büßen mußte, so wäre nicht ein Tropfen Blut geflossen.

Darum scherten sich die Reisigen nicht, denn an Essen und Trinken fehlte es keinen Tag, sie lachten über den Krieg ohne Feind und Schlacht und schossen auf die Scheibe, als wär's ein Schießen auf der Rosenau.

Die Hauptleute aber ärgerten sich baß, und wer am grimmigsten grollte, der hieß Herr Diepold von Wien. Der war stets zu frühest auf und stets der Letzte zum Schlafen, und so oft er den Stadtobristen sah, rief er: „Kreuz Blitz, Herr Schertlin, jetzt wär's einmal Zeit, daß der Feind käm'!"

Weil sich nun der Feind Stunde für Stunde weniger zeigte, und zuletzt selbst nicht mehr ein Häslein, so besann man sich höheren Ortes eines Besseren und machte dem Lagern und Warten ein Ende. Darauf stoben die Reisigen auseinander nach allen Seiten im Lande und suchten neue Händel und Herren. Eine kleine Zahl ward aber zurückbehalten und sollte nach Augsburg gelegt werden. Als Diese aufgestellt, linksum commandirt und Marsch gerufen wurde, fehlte sich nichts, und marschirten Alle auf das Wertachbruckerthor zu.

Einer aber war stehen geblieben und hatte sich nicht gewendet.

Das erfuhr Herr Sebastian Schertlin, ritt zornig zurück auf ihn zu und rief: „Was treibt Euch der Teufel, habt Ihr denn keine Augen und Ohren?"

„Freilich, und das recht gute," antwortete Jener — es war Herr Diepold von Wien — „und doch sah' und hört' ich nichts von einem Feind! Dem sei, wie da wolle; ich hielt mein Wort und hielt aus auf den letzten Mann! Wollt Ihr mit meinem Willen zufrieden sein, so müßt Ihr mir billig Eure Tochter geben. Wo nicht, so schafft mir auf der Stelle einen Feind, und wißt Ihr keinen, so will ich ihn

finden. Der aber seid Ihr selbst; denn Ihr habt meinen Muth verhöhnt, und als freier Mann fordere ich Euch auf gleiche Waffen!"

Da lachte Herr Schertlin und sagte: „So weit wollen wir's nicht kommen lassen. Ihr habt Euer Wort gar wohl gelöst. Der Rosenauerkrieg ist zu Ende — und Euere Rosenzeit beginnt!"

3.

Der tapfere Springenklee.

Nun kömmt die andere Mähr'.

Zu Zeiten des Kaisers Sigmund drängten sich die Tartaren heran. Der Kaiser widersetzte sich ihnen oft auf's Beste, aber Gottes Hülfe war nicht bei ihm, denn er hatte eine Sünde auf dem Herzen und noch nicht Reue gethan. Da er nun merkte, wie Gott ihn strafe, bekannte er seinem Beichtvater, was ihn drücke. Der gab ihm eine scharfe Lehre, tröstete ihn, sagte aber: Er müsse sich nicht denken, daß über Reue sogleich der Sieg käme. Sagte der Kaiser: „So bedünkt mich selbst — und es müßte nur ein Wunder geschehen; denn der Tartaren Macht ist so groß, daß mir vor dem Ausgang bangt. Doch will ich nichts unterlassen!"

Deßhalb rüstete er auf's Neue und kämpfte. Aber es half nichts, und eines Tages wurde er schier mit all den Seinen in die Flucht geschlagen.

Da fügte sich's, daß ein Messerschmied-Geselle, gebürtig von Prag, unter seiner Schaar diente, welcher schon siebzehn Jahre

lang mitkämpfte, wo es nur was Gerechtes gab, und im Fechten so wohl zu Hause war, daß er längst für einen „Meister des langen Schwertes" galt. Drob hatte aber der Geselle, seines Namens Springenklee, keinen Stolz im Herzen, und wenn immer ein Streit aus war, verschwand er, nahm keinen Lohn für seine Thaten und schmiedete in seinem trefflichen Handwerk fort und fort, bis ein neuer Streit entstand.

Wie nun selbiger Jörg Springenklee seines Kaisers und Herrn Flucht sah, entbrannte ihm sein ganzes Herz vor Zorn über das Tartarengesindel. Er nahm sein Hemd vom Leibe, tauchte es in seiner gefallenen Brüder Blut, hing es auf seinen Speer und stellte sich an einen Hohlweg. Dort schrie er gewaltig und wehte mit seiner rothen Fahne, als hätt' er eine mächtige Schaar Kaiserlicher hinter sich, denen er winke. Drüber geriethen die Tartaren in den Wahn, es sei ein mächtiger Hinterhalt da, und zogen sich alsbald ein wenig zurück. Mittlerweile hatte sich eine kleine Zahl Kaiserlicher gesammelt. Von Denen drang die Hälfte mit Geschrei hervor, nachdem sie erst einen wüthigen Lärmen mit Waffenklirren und Geschrei erhoben hatten. Voraus rannte mit Fahne und mächtigem Schwert der Jörg Springenklee, hieb entsetzlich auf die Tartaren ein, und Die hinter ihm gaben es nicht billiger. Bald darauf rückte die andere Hälfte aus dem Hohlweg. Als die Tartaren Das sahen, glaubten sie, es handle sich um eine besondere Kriegslist, verloren sogleich den Muth und machten sich davon. Der Springenklee und die Seinen aber folgten unausgesetzt und drängten die Feinde in eine Gegend, wo sie schier keinen Ausweg hatten und in großer Menge blutigen Todes starben.

So hatte der Springenklee den Kaiser gerächt.

Der ließ ihn auch bald vor sich kommen und sagte: „Springenklee, mit dir war Gott! —

„Das ist sicher, Herr Kaiser," entgegnete Der, „ich aber bin auch stets mit Ihm, und hätt' ich eine Schuld auf dem Herzen, wär' mir der Sieg wohl nicht geworden!"

Dieß kühne Wort nahm der Kaiser nicht übel auf, schlug ihn zum Ritter, verehrte ihm eine Wappenkrone und hieß ihn, sich noch eine Gnade erbitten, wär's auch eine ledige Grafschaft.

Hierauf sagte der tapfere Held: „Ich dank', Herr Kaiser, und will nichts für mich. Habt Ihr aber günstigen Sinn, so verleiht nicht mir, sondern meinem ganzen Handwerk, ein adeliges Wappen. Das soll nicht meinen Ruhm verkünden in später Zeit, vielmehr die Enkel mahnen zur Treue für ihren Herrn und Kaiser und zu festem Bestand bei Frömmigkeit und reiner Sitte!"

Auf Dieß hin legte ihm Kaiser Sigmund die Hand auf die Schulter und sagte: „Mein lieber Springenklee! Da seh' ich wohl, daß Gott dich an dem Tag mehr mit Gnade beschauen mochte, denn mich, weil du den Ruhm für dich ausschlägst. Ja Du warst rein, das darfst du behaupten — ich aber hatte wahrlich eine Schuld auf dem Herzen und noch lange nicht genug bereut — Das muß ich dir gestehen! Also dein Wille geschehe; ich geb' Euch allen die Kaiserkron', drei Schwerter mitten durch, benebst einem offenen Helm und Schild und zwo Greifen dazu! Das soll Euch werden mit Brief und Siegel und — wann's dir immer gefällt, an meinen Hof zu kommen — der Kaiser Sigmund wird dich niemals von sich weisen!"

Sagte der Springenklee: „Mein Ort ist nicht am Hof,

wie der Eure nicht in meiner Werkstatt! Mein Handwerk nimmt Euer Geschenk, nehmt Ihr das unsere entgegen. Wir wollen Euch ein Schwert schmieden, daß es besser keines gibt! Das schwingt für das Reich — und seid Ihr ein andresmal reinen Herzens, so tilgt Ihr Gefahr und Weh — und braucht dann keinen Jörg Springenklee!"

4.

Der Schlagbaum am Krempferthor.

Jetzt wißt Ihr schon die Sache vom Diepold und vom Springenklee — und zum Dritten stellt sich nun heraus, was in der Weise zu Erfurt geschah. Dabei zeigt sich auch erst ganz genau, wie der Wilhelmus dahin kam, von dem Ihr in der Esselmann=Angelegenheit vernommen habt.

Eine Meile ab von Leipzig liegt Breitenfeld. Da wurde der Tilly eines Tages von den Schweden und den Sächsischen geschlagen, drauf zog sich Gustav Adolph nach Halle und gedachte von da gen Erfurt zu lenken. Er schickte demnach hin und verlangte, daß man ihm die Stadt einräume, so er komme.

Als Die zu Erfurt hinwieder Gesandte schickten, und Diese Bedenken erhoben, empfing er sie kurz, aber doch gnädig, und sagte, er wolle nur das Beste und ihre Freiheit und Rechte.

Drauf kehrten die Gesandten wieder gen Erfurt heim und hinterbrachten des Königs Wort und Meinung.

Wie nun der Rath beisammen saß und festen Glaubens war, es sei vor weiterer Berathung nichts zu fürchten, weder von List, noch von Gewalt, so traf es gleichwohl anders zu.

Das war so.

Kaum hatten sich die Abgesandten vom Gustav Adolph gewendet, als Der seinen Kriegsfreund, den Herzog Wilhelm von Weimar, mit dem Regiment Courvilli aufbrechen und den Gesandten gemach folgen ließ, damit er sich der Stadt bemeistere.

So kam der Herzog Wilhelm bis nächst zum Krempferthor, und weil das mit wenig Mann besetzt war, versah er sich keiner langen Unterhandlung, sondern machte kurz ab, warf etliche scheinbar friedliche Worte hin und dachte, da bedürf' es nichts, denn grad aus- und einzumarschieren oder zu reiten.

Das ging aber nicht so schnell, denn die Thorwache hatte große Bedenken, kurz sie schickten Einen auf's Rathhaus. Der mußte laufen, was er konnte, und glaubten Alle, der Herzog von Weimar werde warten, bis Rathsbescheid anlange.

Dazu war der Wilhelmus nicht geneigt, behauptete, es sei mit dem Rath ein Uebereinkommen getroffen, und da auch Dieß nichts half, drohte er, die ganze Wache niederzusäbeln, wenn sie ein weiteres Hinderniß erhöbe. Also dachte Diese zuletzt, es sei da keine Abwehr und Hülfe, stellten sich sämmtlich auf und beschlossen, den Herzog einziehen zu lassen und in Gottes Namen zu salutiren.

Ein Einziger reihte sich nicht an. Selber hieß Peter Isserode, und in ganz Erfurt gab's keinen frischeren Gesellen als ihn.

„Her da!" riefen ihm die Anderen zu. —

„Daß ich Narr oder eine Memme wär'!" antwortete der Isserode. „So tractiren wir nit, Herr Herzog! Ich, Peter Isserode, frag' Euch vor Gott: Habt Ihr ein Recht, oder habt Ihr keins, daß Ihr da herein wollt?"

„Ei seht doch!" antwortete der Herzog von Weimar, dem des Isserode Keckheit gefiel. „Sicher hab' ich ein Recht. Wir wollen der Stadt Bestes, sind gute Freunde des Rathes, und daß Gott mit uns ist, hat sich jüngst wohl erwiesen, da wir die kaiserliche Armee schlugen! Das ist Alles sein großes Werk und gewaltiger Fingerzeig, und was wir thun und wollen, da ist uns Gott überall zu Gunsten!"

„So, ist er Euch zu Gunsten?" entgegnete der Isserode. „Ei nun, wenn er für Euch seinen ganzen Arm bereit hält und so große Wunder wirkt, mag's ihm auf einen kleinen Ruck auch nimmer ankommen — hei da!"

Und rasch ließ er den Schlagbaum nieder und rief: „Da kommt Ihr nicht sonder Gewalt herein, Herr Herzog! Hat Euch Gott so viel in Gnaden, so geht der Schlagbaum von selber auf — und dann gäb' ich mich erst auch noch nicht darein, bis ich des Rathes Antwort kenne!" Dazu fiel er mit der Lanze äußerst keck und gewaltig aus, als sage er: Nur her da, Roß oder Mann, da wird Alles durch und durch gestochen!

Als Herzog Wilhelm Solches hörte und sah, sagte er: „Das gefällt mir wohl und soll dir belohnt werden. Nach deiner Worte Sinn aber geschehe! Dir ist der Rath Gesetz und Befehl, und an des Rathes Statt hast du den Schlagbaum niedergeworfen. Das erkenn' ich an. Für uns aber wirkt Gottes Gunst und Wunder, daß er sich wieder aufrichtet!"

„Ich seh' nichts, Herr Herzog," sagte Peter Isserode, „diesmal läßt er Euch im Stich!"

„Nicht mehr, als in der Schlacht von Breitenfeld," versetzte Herzog Wilhelm. „Sein gnädiger Wille war, daß wir den Tilly schlugen, aber das Dreinschlagen war unsere Sache. So will Gott sicher auch, daß sich der Schlagbaum

lichte — aber das Lüpfen überläßt er uns. Her da Einer von den Erfurtischen und lüpfe den Baum, sonst seid Ihr Alle des Todes!"

„So thut, was Eure Macht und Euer drohend Wort vermag," rief der Isserode, „des Schlagbaums werdet Ihr etwa Herr durch der Anderen Furcht — mich aber bringt Ihr nicht von der Stelle, eh' denn Ihr mich zu Stücken haut!"

Und stehen blieb er, wie er ausgefallen, mittlerweile die Anderen, in der Meinung, es sei doch des Rathes Wille, dem Wilhelmus Folge leisteten.

Drauf ritt Der mit Etlichen vor, ließ die Wache wehrlos machen, besetzte das Thor mit zehn Mann, dann ließ er eine halbe Compagnie einrücken. Die wandte sich zum Johannisthor. Und wieder eine halbe. Die ritt auf's nächste Thor zu. So hielt er es mit allen Thoren, überall wurden die Städtischen entwaffnet und die Wache von Sächsischen besetzt. Das war also ein scharfes Gereit' und Gerassel in's Krempferthor hinein und rannte Alles bei Seite. Wer aber nicht von der Stelle zu bringen, war Peter Isserode. Reiter und Fußvolk, Alles mußte sich nach links und rechts trennen und am Isserode vorüberziehen, und so die Kriegsgesellen wieherten und Der oder Jener dem Isserode einen lustigen Schlag auf seinen Speer gab, gab Der gleich einen zurück und donnerte:

Petrus Isserod,
Der staht mit Rate und Got!

Als er erkannte, daß alle Thore besetzt sein mochten, richtete er sich auf, trat zur Seite, salutirte vor dem Herzog, und als ihn Dieser mit einer hübschen Summe beschenken wollte, stieß er zornig mit seiner Wehre gen Boden und sagte: „Ich von

Euch Geld nehmen? Nimmer! Daß ich ein Schelm würd' — mich halt' der Rath zu Erfurt!"

Auf Dieß schlug ihn der Herzog von Weimar auf die Schulter und sagte: „So dich der Rath zu Erfurt halt', geb' er dir mehr Geld und Gewalt!"

Rückte sodann mit den Seinen vor den Graben unter die Cavaten, ließ dem Rath die Schlüssel der Stadt abverlangen und forderte, daß sie den Isserode belohnten. Da willfahrten die Rathsherrn zwar nicht mit den Schlüsseln, denn die wollten sie Keinem übergeben, als dem Gustav Adolph. Was aber den Peter Isserode betraf, ließen sie sich nicht vergeblich mahnen. Denn sie schenkten ihm zehn Gulden Geldes, machten ihn zum Fähnrich, und da er mit einem lustigen Reim dankte, sagte der Bürgermeister: „Ihr habt's wohl verdient und wir wollen Euch felsenfest vertrauen — denn Ihr habt Ort und Wehr behaupt', also wird Euch's Fähnlein auch nit geraubt!"

5.

Die Krone von Ungarn.

Seiner Zeit regierte zu Landshut der Herzog Otto, dessen Gemahlin nicht mehr lebte. Sein Sinn ging auch dahin, nicht mehr in die Ehe zu treten, und obwohl er wußte, daß ihm die Agnes, Herzog Heinrichs von Glogau Tochter, recht ergeben sei, so brach er doch mit dem Vater wieder ab, als Der zu Landshut näher anbinden wollte, und sagte: Er wolle nimmer gefangen und gefesselt werden, ob die Agnes auch die schönste fürstliche Jungfrau der Welt sei. Drauf sagte der Herzog Heinrich: „Ihr habt irdische Größe im Sinn, ich weiß es schon. Mög' es Euch gelingen! Aber ein treues Weib ist mehr werth, denn Alles, vielleicht kommt Ihr noch zur Einsicht." Drauf ritt er fort gen Breslau und zur Agnes.

Als Das so war, zählte man nach Christus Anno 1300.

Da starb König Andreas von Ungarn und die Ungarn erwählten zu ihrem König den jungen Wenzel von Böhmen. Den schickte ihnen sein Vater, der auch Wenzel hieß, nicht allzugerne, aber denn doch, und zu Stuhlweißenburg war die Krönung.

Also schien die Sache abgethan.

Es währte aber nicht lange, so ging Alles schief. Den Einen war der Wenzel zu jung, Andere wußten wieder etwas Anderes — kurz, es kam so weit, daß der alte Wenzel mit einer mächtigen Heerschaar daherkam und seinen Sohn heimholte. Die ungarische Krone aber nahm er auch mit. Es hatten demnach die Ungarn keinen König, und nicht einmal eine Krone — sondern sie war zu Prag im Böhmischen auf dem Hradschin.

Da erinnerten sich die Ungarn, daß Herzog Otto's Mutter eine Königstochter aus Ungarn gewesen sei, wählten ihn insgeheim zum König, und da kein Mensch und er auch nicht daran dachte, bekam er urplötzlich und ganz insgeheim Botschaft. Ueber die war er nicht wenig froh, fragte aber sogleich, ob sie die Krone wieder hätten. Da nun die Gesandten nein sagten, entbot er besten Gruß, ließ zurücksagen, er nehme das Reich an, und sobald er die Krone habe, wolle er kommen.

Drauf ritten die Ungarischen heim, der Otto machte sich auch bald auf, ritt gen Eger und von da weiter gen Prag und über die Moldau zum Hradschin hinauf. Als er ankam, war der alte König Wenzel krank und sehr niedergeschlagen, klagte über die Hinfälligkeit des menschlichen Lebens und aller Größe und sagte: Ihm könne nichts mehr ein Lächeln abgewinnen. Nur Eines freue ihn, daß er den Ungarn ihre Krone entführt habe.

Wie sie so davon sprachen, sagte Herzog Otto: „Ei so laßt mich die Krone doch sehen! Sonst glaub' ich nimmer, daß Ihr sie besitzt!"

„Gewiß hab' ich sie!" entgegnete König Wenzel. „Du, Wenzel, ehemaliger König von Ungarland, zeig' ihm einmal die Krone!"

Auf die Worte hin ging der junge Wenzel an einen braunen Schrank und holte das Kleinod.

„Also die ist's?" sagte Herzog Otto. Dabei nahm er sie und setzte sie auf das Haupt. „Die sitzt mir ganz gut —" fuhr er fort, „wie lange wollt Ihr sie denn noch behalten?"

„Bis Einer kömmt, der mir recht ist" versetzte König Wenzel.

„Ja, wenn Ihr aber so bald sterben wollt" sagte Otto, „da müßte schon bald der Rechte kommen! Ich will Euch einen Vorschlag machen. Wißt Ihr was? Gebt sie mir! Ihr habt mich ja ohnedies zum Vormund Eueres Sohnes erwählt, jetzt geht's in Einem hin — ich will sie gut versorgen!"

„Was fällt Euch bei!" sprach König Wenzel. „Und was nützte Euch die Krone ohne Reich?! Ihr werdet doch nie König von Ungarn."

„Freilich nicht" — entgegnete Otto, „weil ich's schon bin." Auf die Worte hin setzte sich der König Wenzel im Bett auf und lachte.

Herzog Otto aber stand überaus königlich da und sagte: „Die Krone ist mein — und wenn sie mir Gott nicht mehr nimmt, der Wenzel von Böhmen nimmt sie mir gewiß nimmer!"

Dazu reichte er ihm den Brief aus Ungarn.

Wie der Wenzel den Brief sah, setzte er beim Lesen erst den einen Fuß, dann den andern vom Pfühl — dann erhob er sich ganz und sagte: „Seid Ihr König, gehört Euch die Krone. Mir scheint, Ihr seid drum ganz froh, und ich gönn' Euch die Freude — um Eueren künftigen Unmuth aber neid' ich Euch nicht. Merkt's Euch, mit den Ungarn ist nicht gut Kirschen essen — wie gewonnen, so zerronnen!"

„Das wird sich zeigen!“ sagte der Otto.

Sagte der alte Wenzel: „Sicher! Lang' leb' ich nimmer, vielleicht dauert Eure Glorie nicht so lang!“ Drauf ließ er ihn fortziehen, und als der Otto mit der Krone davonritt, sah er ihm noch lange nach.

Also hatte der Otto die Krone. Eh' er in Ungarn ankam, war es dort schon bekannt, und jubelten ihm Alle entgegen, nächst wurde der Otto gen Stuhlweißenburg geleitet, und dort salbten ihn der Bischof von Vesprim und der von Chonad.

Nach der Krönung ward ein herrliches Bankett gehalten, an Ritterspielen fehlte es auch nicht, es war Jedem ganz lustig und wohl zu Muth, sonderlich dem Otto — und da Alles vorüber war, machte er sich auf und kam nach Ofen. Daselbst ritt er mit großem Gefolge im Ornat und auf dem Haupte die ungarische Königskrone, durch die Straßen, damit Jedermann sehen könne, daß es wirklich die rechte Krone sei. Es erkannte sie auch Jeder, und drüben gab es ein ganz unbändiges Freudengeschrei, das nimmer enden wollte.

Auf Dieß hin beschloß König Otto, sich in anderen Städten und Flecken gleichfalls zu zeigen, sagte aber Niemand, daß er die Krone mitnehme. Er ließ sich deßhalb ein unscheinbares, ledernes Gehäuse machen, dahinein verbarg er sie, und als er von Ofen ausritt, gab er das Gehäus seinem Kammerdiener Pulky, der noch mehr Anderes am Sattel hängen hatte. Also hing Der, unwissend, was er Kostbares führe, das Gehäus auch noch hinzu.

Wie nun der Zug so in's Land ritt, ward urplötzlich das Band am ledernen Kron-Gehäuse los, so daß die eingepackte Krone auf die Landstraße fiel und daselbst liegen blieb, und obschon Pulky nicht der Letzte im Zug war, so merkten Die

hinter ihm doch nichts. Wie's eben sein will. Drauf ritten sie Alle noch drei Stunden weit, bis sie in einem großen Dorf ankamen. Dort jauchzten die Bauern, daß sie ihren König sähen, und baten ihn, daß er die Krone aufsetze.

Da ließ sich Otto gerne bewegen und sagte: „Du Pulky, gieb mir einmal das lederne Gehäus — darin ist die Krone verborgen."

Als nun der Pulky voll Staunen zu seinem Roß eilte — meinte er, es treffe ihn der Blitz — denn das lederne Gehäuse war verschwunden.

Was weiter, mag Jeder ermessen — sonderlich wie dem Otto selber zu Muth war.

Die Bauern aber schrieen unglaublich, und hätten den Pulky sogleich aufgehängt, wäre der König nicht in's Mittel getreten. Drauf schwang sich der Otto schnell auf das Roß und jagte zurück, woher er gekommen war, um die verlorene Krone zu suchen. Der Bauern setzten ihm ein Dutzend nach; die Anderen aber blieben beim Pulky, der schon den Strick um den Hals hatte, und beschlossen, ihm das Leben zu schenken, wenn des Königs Ritt Erfolg hätte; wo nicht, müße er am nächsten Aste baumeln.

Der König und die zwölf Bauern ritten demnach auf der Landstraße dahin. Viele zu Fuß und Roß kamen ihnen entgegen, es hatte aber Keiner was gesehen und gefunden. Also sprengte der Otto weiter und weiter — eine Stunde, zwei, drei Stunden — und fand stets neue Wanderer, aber stets keine Krone. Drum ritt er wieder weiter, bis auf einen Seitenweg. Auf dem sah er ein altes, abenteuerliches Weiblein stehen, und Das beugte sich eben, Etwas aufzuheben. Rasch sprang der König vom Roß und rief: „Laß Das, denn es ist mein!" Das

Weiblein ließ sich aber nicht irren, hob das lederne Gehäuse auf und sagte: „Das könnte Jeder behaupten. Ich hab' es gefunden, und eh' Ihr mir sagt, was darin ist, glaub' ich Euch nicht! Wer weiß, kann ich's selber brauchen!"

„Nie und nimmer, Das schwör' ich dir!" rief Otto. „Mir aber ist es unerläßlich! Wie hoch schlägst du den Fund an — mein Knecht hat den Säckel verloren!"

„Euer Knecht,?" entgegnete Jene. „Da wird der Werth so hoch nicht sein. Gilt er Euch einen Andreasthaler?"

„Das wär' eine schlimme Weissagung!" rief Otto, leicht bestürzt. „Da, nimm fünfzig Goldstücke!" Zugleich nahm er das Gehäuse und stieg in den Bügel. „Weißt du, was du in der Hand trugst? Es ist die Krone von Ungarn — und ich bin der König Otto!" Damit schwang er sich wieder auf's Roß und sprengte zurück, die Bauern hinter ihm drein.

Als sie am Dorfe ankamen, riefen die Letzten: „Nicht, nicht!" Damit wollten sie den Bauern im Dorfe abwehren, denn sie sahen den Pulky schon, den Strick um den Hals, an einem Baume stehen, und ringsum drohten und tobten ihre Genossen. Die aber meinten bei dem Nicht, die Krone sei nicht gefunden, und wollten dem Pulky eben den Garaus machen — als der König daherbrauste und das gefundene Kleinod hoch in der Hand hielt.

Nun wurde der Pulky frei. Der König setzte die Krone auf das Haupt und ein mächtiges Jubelgeschrei erhob sich, das war noch viel größer, als alles frühere.

Als es wieder ruhig ward, winkte der König und sagte: „Pulky, dir sei vergeben, dein Schrecken sei deine Strafe, du hast mehr Sorgen gehabt, als ein Mensch je gehabt und haben wird!"

„So ist es, hoher Herr," erwiederte Pulky mit edlem Freimuth. „Einer ausgenommen, Der seid Ihr selbst. Meine Sorgen sind zu Ende, die Eueren aber nicht! Mir bebte das Herz, obwohl ich nicht ahnte, was ich am Sattel habe; wie muß Euch künftig zu Muth sein, der Ihr wißt, was Ihr besitzt, und wie schwer es ist, die Krone auf dem Haupte zu behalten!"

Dachte sich der Otto: Nichts als böse Zeichen! Erst geht die Krone verloren, dann ist sie dem Weiblein kaum einen Andreasthaler werth, nun wagt der Ungar, so mit mir zu sprechen, und der Heinrich von Glogau war vor allererst gegen meine Ruhmsucht! Was da, geh's, wie da wolle, ich verlier' Krone und Reich nimmer, dazu bin ich mir schon Manns genug!

Dem war aber in kurzer Zeit nicht so. Denn Dieß und Jenes traf zu, was ihm ganz zuwider und keineswegs zu Gunsten war. Vor den Augen desselben Volkes, das ihm zugejauchzt hatte, sank sein Ansehen, und Sorgen um Sorgen stellten sich ein. Wohl zeigte er sich da immerdar als ein rechter Mann und König; aber es war des Himmels Wille, daß seine Macht wieder ende. Das dachte er gleichwohl nicht so nahe — und verschloß die Krone in einem Thurme, wo sie Niemand ahnte.

Also war die Krone gefangen. Es währte aber nicht lange, so erging es dem Otto selbst nicht besser. Denn über einige Zeit ritt er nach Siebenbürgen, da fielen die Seinen von ihm ab, er selbst aber ward ergriffen und ebenfalls in's Gefängniß geworfen, und drin mußte er schier drei Jahre weilen. Denn er wollte nicht sagen, wo die Krone von Ungarn sei — und nur dafür war ihm die Freiheit versprochen.

Da saß er einst recht nachdenklich im Gefängniß.

Mit einemmal trat unversehens der Herzog Heinrich von Glogau herein. Dem gab er ein freudiges Willkommen — zugleich erfuhr er aber, der König Wenzel sei gestorben und lasse ihn noch grüßen und an Etwas erinnern, er wisse schon an was. Das verstand der Otto freilich sogleich, kam auf die Krone zu sprechen, und wie ihn Wenzel gewarnt habe, und klagte über viel Leid und Enttäuschung und nun seine Gefangenschaft.

Drauf sagte Herzog Heinrich mild spottend: „Ei, Ihr täuscht Euch! Wie könnt Ihr denn gefangen und in Fesseln sein?! Ihr habt ja kein Gespons, und nur Der ist gebunden, Der ein liebendes Weib sein nennt!"

Ueber diese Worte erglühten Otto's Wangen, und er sagte: „Nun trüg' ich freilich die Fesseln der Ehe gern, statt daß ich da im Gefängniß bin, aber es ist zu spät!"

„Nimmer, so Ihr wollt!" rief Herzog Heinrich. „Sagt, wo die Krone von Ungarn ist, so seid Ihr ja frei — und weil Ihr einem Kleinod entsagt, daß Ihr so sehr überschätztet, will ich's Euch mit einem anderen ersetzen, das Ihr zu gering schätztet — und Euch viel treuer bleibt!"

Da sagte Herzog Otto: „Laßt Euch einmal sagen, da könnte mir Trost erwachsen!" Drauf entdeckte er, wo die ungarische Krone verborgen sei. Die wurde alsbald gefunden — Herzog Otto aber wurde frei und eilte mit dem Heinrich nach Breslau.

Als er dann seiner Zeit mit der Agnes gen Landshut kam und, umringt von seinem treueren Volke, zur Burg hinauritt, hielt er an, sah hinauf und sagte dann zur Agnes: „Wie anders komm' ich, denn ich davon schied! Ich hätt' nicht

gedacht, daß ich eine Krone verlör' — in's Gefängniß käme und dann erst ein schelmisch holdes Weib gewönn', das mir das Leben versüßte — oder willst du mich auch in Fesseln schlagen auf dem Schloß dort oben — ? Es hat noch keinen Namen —!" Da lächelte die schöne Agnes, drohte mit dem Finger und sagte: „Trausnitz!" —

„Trausnitz!" jubelte alles Volk, — und noch heute nennt man das Schloß nicht anders."

6.

Brummele im Faß.

Jetzt erzähl' ich Euch eine ganz absonderliche Geschichte. Die ist von Worms, und es handelt sich um einen Küfer, dessen Frau und Ihrer Zwei aus dem Stamm Israel. Wenn's aber dann dem Einen aus dem Land Israel schlimm ergeht, müßt Ihr just nicht glauben, daß ich was gegen die Israelitischen habe. Die Sach' und Angelegenheit war einmal so, und wär's einem Christen oder Türken passirt, so erzählte ich sie auch. Also, wenn mir's Einer übel aufnimmt, thut er mir ganz unrecht.

Die Sache war aber so.

Zu Worms am Rhein war Einer, der hatte es mit der Handelschaft in jeder Art, und seines Namens hieß er Brummele Bär.

Selbigem Brummele Bär war sonderlich viel dran gelegen, mit einem Küfer, Namens Merold, in Verband zu bleiben, und hatte auch schon etliche Geschäfte mit ihm gemacht. Damit er sich aber seiner Freundschaft ganz versichere, dachte er, es sei dazu nichts tauglicher, als sich bei der Küferin Martha in Gunst zu setzen und ihr demnach bald Das, bald Jenes zu erzählen.

Wie's eben bei den Weibsen ist, Die hören und plaudern mehrtheils ganz gerne, und damit hat dann schon Mancher sein Glück gemacht.

Hätt' es nun der Brummele Bär nicht weiter getrieben, so wär ihm vielleicht guter Nutzen erwachsen. Aber mittlerweile er hie und da in die Werkstatt kam, machte die Küferin ohne alle Ahnung durch ihr handsames Antlitz und ihren schönen Wuchs eine ganz tiefe Wirkung auf ihn, so daß der Brummele Bär seine ganze männliche Ruh' verlor, fast seine ganze Handelschaft vergaß und in seinem israelitischen Capitolium nichts Anderes mehr haften wollte, als der Gedanke: Wie machst du es, Brummele Bär, daß du der Küferin einmal einen Kuß geben darfst? Und wenn du ihrer gar zwei bekämst, hernach wär' es noch lieblicher und besser!

Da er nun entschlossen war, das Wagestück durchzusetzen, es gehe, wie es wolle, so sah er wohl zu, daß er sein stattlich erscheine. Er bürstete also seinen Pelztalar, so oft und genau er nur konnte. Die schwarzen, zottigen Haare kämmte er bedeutend, auch rieb er sie mit einem sehr wohlriechenden Oel ein. Obwohl er nicht mehr ganz jung, vielmehr schon in den fünfzigern drin war, so kam er doch möglichst zierlich dahergegangen; und weil er an seinem Losament ein kleines Gärtlein wußte, so pflückte er vor Schlafengehen, oder früh Morgens, etliche schöne Blumen, davon steckte er eine Nelke oder Rose hinter das rechte Ohr, die übrigen aber trug er in der Hand. Wenn er dann, stets wie zufällig, in die Werkstatt kam, da die Gesellen oder der Küfer nicht zu Hause waren, bot er sie der Küferin, und wenn sie Die nicht sogleich annehmen wollte, sagte er: „Was, wollt Ihr sie nicht! Weiß ich doch, daß Ihr seid für Blumenbüsche sehr eingenommen! Also nehmt, und wenn Ihr Euch

dran ergötzt, bin ich froh meines Lebens; wollt' ich doch sein selbst eine so schöne Blum', daß Ihr mich säht an, oder daß ich könnt' erblüh'n an Euerem Herzen!"

Da lächelte dann die Küferin, und der Brummele Bär ward alle Tage glückseliger, denn er dachte: Wär' sie mir geneigt nicht, nähm' sie nicht an die Blümcher, und wär sie mir nicht gewogen, was sollt' sie mich lächeln an? Mußt haben, Brummele Bär, mehr Muth und mußt haben mehr Entschlossenheit, denn wenn du nichts thust, als daß du bringst einen Busch, nun wo bleibt die Belohnung für alle Müh', die du hast gehabt? Er gab deßhalb dem heldenmüthigen Entschluß Folge, und obschon er noch nicht mit der ganzen Farbe herausrückte, so wußte die Küferin doch in Kurzem so viel: Daß der Brummele Bär für sie wirklich entbrannt sei, und nichts Geringeres wolle, als ihr bei guter Gelegenheit und hinter dem Rücken ihres Mannes einen Kuß geben. Sie sprach also dieß und jene vernünftige Wort, um den Brummele von solchen Gedanken zu bringen. Er hielt Das aber nur für Scheue und ließ von seinen Betheuerungen nicht ab.

Einmal sagte er gar: Bis er nicht einen Kuß habe, sei's wie lauter hell brennendes Feuer in der Brust, und er sei unglückseliger, als ein gefallener Engel. Also möchte sie ihn doch aus seiner Verzweiflung erretten, sonst müsse er rein untergehen. Dabei fuhr er sich dergestalt in die Haare, daß sie ganz durcheinander kamen. Drauf sagte die Küferin: „Brummele Bär, so viel Herzleid auf Euerer Seite thut mir weh, und bis Ihr wieder kommt, will ich mir die Sache überlegen."

Drauf verging der Brummele Bär schier vor Hoffnung und Wonne und versprach, bald wieder zu kommen. Die Küferin aber war voll gerechten Zornes, und als der Küfer

heimkehrte, sagte sie ihm Alles und verlangte, er sollte mit seinen Gesellen den Brummele Bär überraschen, wenn er käme, da wollte sie ihm all' seine Kühnheit vorhalten, und zuletzt sollten sie ihn zur Werkstatt hinausjagen, das sei das Mindeste, was er verdiene.

Sagte der Küfer: „Das machen wir besser, Marthe! Wart nur, dem Brummele Bär wollen wir schon ankommen.“ Gab ihr sodann an, wie sie sich zu verhalten habe, und die Marthe sagte: „Was du da vorhast, bedünkt mich fast hart, weil der Brummele Bär lange in der Angst bleiben muß, du bist aber mein Mann, und was du willst, muß ich thun, und du wirst schon wissen, was recht ist und was nicht.“

Antwortete der Küfer: „Das weiß ich. Thu' nur, was ich gesagt habe, ich nehm' Alles auf mich.“

Als nun der Küfer Merold am nächsten Tag von Hause war, kam alsbald der Brummele Bär daher, hatte einen mächtigen Blumenstrauß in der Hand, Bart und Haare waren ausnehmend schön gekämmt, und sein Gesicht war ganz holdselig, denn er dachte: Jetzt ist deine Zeit gekommen — Das glaubte er aber so viel mehr, als die Gesellen in der hinteren Werkstatt schafften. Trat demnach ein und übergab zuerst seinen Blumenstrauß und darauf hob er an zu reden. Das ließ ihn die Küferin auch, so daß er immer weiter kam und sie zuletzt an ihr Versprechen erinnerte. Da sagte die Marthe, sie hab' sich die Sache wohl zu seinen Gunsten überlegt, so daß dem Brummele Bär vor Wonne erst ganz schwindlich wurde — mit einemmal aber deutete die Marthe auf's Fenster und sagte, anscheinend voll Schrecken: „Da kommt mein Mann, der Küfer! Brummele Bär, jetzt ist guter Rath theuer! Er hat schon

jüngst auf Euere Sträuße geschmäht, trifft er Euch jetzt, bringt er Euch um's Leben!"

„Gottsleids Schicksal," rief der Brummele Bär, „wär' er doch ein Tyrann und wär' er doch ein Barbar —"

„Hilft nichts!" sagte die Marthe. „Ich weiß nur einen Ausweg!"

„Wo ist der Ausweg?" rief der Brummele Bär und that verschiedene Sätze umher. „Seh' ich doch keinen Ausweg! Lauf' ich hinaus zur Thür, lauf' ich ihm in die Händ' — will ich ihm nicht laufen in die Händ', sondern will ich laufen in den Hof und in die hintere Werkstatt, kann er mich sehen laufen, und lauft er mir nach, bin ich verloren wieder und komm' ich zwischen zwei Feinde — das ist er und sind die Gesellen — Gottsschicksal o weh, was Ausweg, wo ist der Ausweg, sagt schnell, kommt der Küfer doch schon daher!"

Sagte die Marthe: „So meint' ich's nicht, durch Thür und Fenster rettet Ihr Euch nimmer — aber dort steht das neue Faß, schnell da hinein, das deck' ich zu, und da drin bleibt, bis der Küfer wieder fort ist! Nur nicht gezaudert, sonst seid Ihr des Todes!" Ueber all' Das verging dem Brummele Bär vor Angst fast alles Augenlicht, am ganzen Leib zitterte er, schaute sich vergeblich nach dem Faß um und stotterte: „Faß, Faß, wie Faß, wo Faß, in was für ein Faß? Nur her, ich kriech' in jedes Faß, wollt Mosche, ich wär' schon drin im Faß!"

„Schaut nur, dort in der Ecke steht's," rief die Marthe „den Deckboden hab' ich schon — nur schnell hinein!" Mit einem Satz sprang der Brummele Bär in das Faß. Da er drin war, klemmt' und deichte die Marthe selbigen Deckboden drauf und schlug in der Eile noch zwei Nägel ein, wie's sonst

gar nicht Brauch ist. Das kam dem Brummele ängstlich an, denn er dachte, es könn' dem Küfer auffallen, zudem war's im Faß drin schauerlich finster, dumpf und eng, drum rief er zum Spund heraus: „Was macht'r, was thut'r? Laßt mir doch offen den Spund, daß ich hab' Luft! Luft will ich, laßt mir Luft."

„Schweigt!" rief die Küferin, und kurz darauf kam schon der Küfer Merold.

Der sah sogleich, wie die Sache beschaffen sei und sagte: „So, da bin ich schon wieder, Alles Geschäft ist abgethan, und bin zufrieden. Jetzt nur sogleich mit dem Faß dort fort und auf die Stadtaich! Der Aichmeister will Eines; gefällts ihm, kann er sich's selbst aichen. Wo nicht, so schadet's auch nicht. Denn kommt der Brummele Bär heut', ist schon Alles in Richtigkeit. Der nimmt's gar genau wegen des Maaßes — ich aber auch genau mit ihm in andrer Sach'! Wenn er dir nochmals einen Blumenstrauß bringt, hat er's mit mir zu schaffen! Donnerwetter, wo ist der da her? War er etwa schon wieder da? Noch einmal, Blitz Donnerwetter, sag ich!" Dazu hatte er den Hammer ergriffen und schlug auf das Faß, darin der Brummele war, daß Dem schier das Gehirn verfiel.

Der Merold aber rief hinaus: „He da Hans, daherein!"

Wie der Brummele Bär Solches im Faß drin hörte, ward er ganz verzweifelt und raunte: „Plag, Elend und Jammer, weh Weiber, weh Weiber! Hat sie mir versprochen ihre Lieb', nu' will sie schicken das Faß auf die Aich, daß es wird voll Wasser? Schlang', Schlang', schöne Schlang', was bist du eine Schlang'!"

Kaum er Das geraunt, sah er durch den Spund, den Hans kommen.

„Was giebt's?“ fragte Der.

Sagte der Küfer Merold: „Das Faß gehört dem Aichmeister! Pack an und roll's hinaus, dann legst du's auf den Karren und fahrst es auf die Stadtaich'! Vorher kannst du beim Gottfried vorbeifahren, Dem sagst du, es sei mit der bewußten Sache schon recht; dann fahrst zum Bolz und Hammeran, Denen sagst du das Nehmliche; dann fahrst du erst auf die Stadtaich' — und such' dir alle Zeit den härtesten Weg, fahr' nur über Stock und Stein, das Faß soll die Prob' aushalten!“

Auf Dieß griff der Hans zu, und es hob des Brummele Bär arges Schicksal an, denn da der Hans das Faß auf die Schneide stellte und es herumdrehte, war ihm schon ganz schwindlich, und als es der Hans auf den Karren warf, gab's dem Brummele einen wüthigen Stoß. Auf dem Weg aber kam's immer schlimmer. Denn die Gassen und Gäßlein, durch die der Hans fuhr, waren zu weitest auseinander und sämmtlich überaus schlecht gepflastert. Also ward dem Brummele Bär ganz bang um all' seine Beine und Knochen und hätte gerne um Erbarmniß gebeten, aber er fürchtete sich vor der Entdeckung. Somit mußte er sich's gefallen lassen, was immer mit ihm geschah, und dazu hatte er noch die Sorge, daß das Faß herabfalle und der Hans es beim Hinauflüpfen auf den Spund lege, drauf ihm das Bislein Luft auch noch verkommen möchte. Ueber All' das sah er voll Pein und Sorgen durch den Spund heraus und seufzte: „O Fahrt, o böse Fahrt, weh mir, weh mir, ist Das eine Fahrt! Wenn ich nur säh' einen einzigen Menschen, der mich könnt' erretten, hilf Mosche, Mosche hilf, käm' nur mein Bruder des Weg's, daß er ginge ganz nah' vorbei, denn wenn ich wollt' laut rufen, wär' ich verloren!“

Dabei holpert' und polterte der Karren stets heftiger über das Pflaster, und gab's dem Brummele Bär stets größere Wurf' und Stöße. Mittlerweil' er nun voll Angst für jetzt war, da er sich im Faß befand und voll noch größerer für die Zeit, wann es sich auf der Stadtaich' um's Wassereingießen handelte, ging ihm doch ein Hoffnungsstrahl auf — denn er sah selb seinen Bruder daherkommen. Der hieß Brummele Meis und hatte es auch mit Geschäften. Wie Der das Faß sah, trat er her und sagte: „Wohin damit, Hans, wenn Ihr mir könnt' lassen das Faß, kauf' ich's, was kost' das Faß?"

Sagte der Hans: „Das ist die zweite Frag', die erste aber ist, ob's der Aichmeister läßt, Der hat den Vorkauf. Kommt mit mir!"

Sagte der Brummele Meis: „Nun was, was soll ich wohl nehmen ein Faß, erst wenn's dem Aichmeister nicht ist genehm?" Damit wollte er seines Weges weiter und draußen am Faß vorbei. Der Brummele Bär aber im Faß drin wollte ihn um keinen Preis fortlassen, und als der Bruder Brummele Meis just am Spund war, raunte der Brummele Bär durch denselben heraus: „Kauf's Faß, Brummele Meis, kauf's Faß!"

Da mochte wohl Jeder erschrocken sein. Also that der Brummele Meis auch schier einen großen Satz und rief: „Was ist Das? Hab' ich gehört eine Stimm', woher ist die Stimm'? Hab' ich doch nichts gesagt, und habt Ihr nichts gesagt, Hans, und hat kein Mensch was gesagt, also wer kann was gesagt haben, müßt's sein gewesen das Faß, das was gesagt hat, also daß ist drin ein böser Geist, o weh!"

Damit wollte er in das nächste Gäßlein.

Er hatte aber noch nicht zwei Schritte gethan, so hörte er

schon wieder dieselbe Stimme, aber lauter, als zuvor, und die rief: „Brummele Meis, kauf's Faß, 's Faß kauf', 's Faß kauf', aber sag's nicht!"

Jetzt meinte der Brummele Meis, er kenne die Stimme, und es sei etwa sein Bruder Brummele Bär im Faß drin, konnte nicht begreifen, wie er sei hineingekommen und warum, merkte aber wohl, daß der Brummele Bär nicht wissen lassen wolle, daß er im Faß drin sei. Dachte demnach: Gottsleid, groß Elend und Jammerthal, was ist Das und was ist geschehen und ist vorgefallen, und was hat stattgefunden, daß sich Das hat begeben, und daß der Brummele Bär, mein Bruder ist im Faß drin! Kehrte auch sogleich zurück und sagte zum Hans: „Ich hab' mich besonnen und hab' gefaßt einen Entschluß und ich will gehen mit Euch zum Aichmeister, fahrt zu!" Also fuhr der Hans zu, der Brummele Meis aber trat zur rechten Zeit ein wenig zurück, beugte seinen Kopf, sah durch den Spund in das Faß und raunte hinein in's Faß: „Brummele Bär, mein Bruder, bist du's?"

Raunte der Brummele Bär aus dem Faß heraus: „Nun wie soll ich's nicht sein, bin ich's doch gewiß, Herzbruder! Mir sind geprellt alle Beiner und sind zerstoßen alle Knochen, und wenn ich komm' auf die Aich', muß ich trinken vor lauter Wasser mein' Tod, kauf's Faß, Brummele Meis, kauf's Faß!"

Da ging der Brummele Meis freilich nicht mehr weg, bis sie zum Aichmeister kamen. Der hatte weiters guten Bericht, brauchte des Hans Botschaft nicht mehr und sagte: „Das Faß ist gut, da kömmt der Beste drein, jetzt nur sogleich her damit, und jetzt wird geaicht und gemessen!"

Wie der Brummele Bär Das hörte, raunte er: „Kauf's Faß, Bruder, wohlfeil, kauf's wohlfeil, Brummele Meis!"

Sagte der Brummele Meis zum Aichmeister: „Wann Ihr nicht ansteht auf das Faß, könnt' Ihr mir erweisen einen Dienst. Ich will kaufen das Faß und zahl's gut, weil ich weiß, wohin damit."

„Geb's nicht weg," versetzte der Aichmeister. „Was bietet Ihr denn?"

„Nun, biet' ich Euch zehn Gulden!" sagte der Brummele Meis.

„Was? zehn Gulden?" rief der Aichmeister. „Einhundert verlang' ich — dann geb' ich's Euch — aber zuerst wird noch geaicht. Zehne mehr, so laß ich's!"

„Zehne mehr, kauf's Faß, kauf's Faß!" kam's aus dem Faß.

„Wollt Ihr oder wollt Ihr nicht!" fragte der Aichmeister den Brummele Meis. „Rasch bei der Hand, sonst mag ich nimmer!"

Rief der Brummele Meis: „Gott's Leid, was seid Ihr ein Barbar, was seid Ihr ein Tyrann, was drückt Ihr die Welt, einhundert zehn Gulden, wann hat gekost' ein Faß so viel Geld —"

„Ja oder nein!" donnerte der Aichmeister.

Kauf's Faß, Brummele, kauf's Faß, was' kost', was' kost', kauf's Faß!" flehte der Brummele drin den Brummele drauß an.

Da that der Brummele Meis die Geldgurte auf und zahlte dem Aichmeister das verlangte Geld, Der nahm's und sagte: „Jetzt sind wir quitt, kommt, ich aich' Euch das Faß und kostet Euch nichts — etwa ersäuft der Geist, der drin ist, denn ich hab' das Geraun wohl gehört, da steht's nicht richtig!"

Raunte der Brummele Bär aus dem Faß heraus:

„Geist, was Geist, wie so Geist, Faß fort, Faß fort, fort mit dem Faß!"

Auf Dieß wies der Brummele Meis des Aichmeisters Antrag ab und rief dem Hans zu: „He da, faß't an und wo ich Euch sag', halt' an, da haltet Ihr an, versteht'r!"

Sagte der Hans: „Ich nicht; ich fahr' kein beherxtes Faß! Gleich muß es herab vom Karren!" Gab ihm auch sogleich einen Ruck, stellte es vor den Brummele Meis, fuhr mit dem Karren von dannen und der Aichmeister ging auch seiner Wege.

Da blieb nichts übrig, als daß der Brummele Meis das Faß auf die Schneide legte und es mitsammt seinem Bruder Brummele Bär über Stock und Stein fortrollte, bis er nach Hause käme, da war's weit genug hin, und ging's dem Brummele Bär auch minder in die Beine und Knochen, so hatte er's destomehr im Kopf, denn das Drehen und Rollen bracht' ihm alle Nerven durcheinander. Demnach war er ganz froh, als der Brummele Meis ankam und das Faß niedersetzte, und rief zum Spund heraus: „Mach auf, Brummele Meis, mach auf!"

Sagte der Brummele Meis: „Ruf' nicht so laut, hör' ich dich doch. Aber laß' ich dich doch heraus nicht, verstehst du, bis du mir willst schwören bei Abraham, daß du mir zahlst zurück die hundert und zehn Gulden! Also schwör'!"

Rief der Brummele Bär heraus: „O weh! Bist du ein Bruder, daß du anstehst auf das Geld? Was soll ich zahlen das Geld, da du bist mein Bruder?"

„Nun was Bruder?" rief der Brummele Meis. „Soll ich nicht haben wieder mein Geld? Frag' ich dich, ob du willst schwören, daß du mir zahlst das Geld und zahlst mir fünf

Procent? Also mach' auf deine Geldgurt und zahl', denn eh' du hast bezahlt, laß' ich dich nicht aus dem Faß, sondern bleibst du im Faß!"

Da half nichts. Der Brummele Bär mußte im Faß drin an die Geldgurte und dem Brummele Meis die hundert und zehn Gulden zum Spunde hinausbezahlen, mitsammt den fünf Procent. Das kostete viele Seufzer und Plag', denn im Faß war's finster und dem Brummele war bang', er möchte sich versehen und zu viel verabreichen.

Drauf klemmte der Brummele Meis die Faßdecke auf, der Brummele Bär stieg rasch heraus, und der Brummele Meis rief: „Bist du frei, bist du frei? Bin ich doch meiner Seel' froh, daß du bist entkommen dem Aichen, daß du wärst ertrunken!"

Sagte der Brummele Bär: „Ist das Faß nicht worden geaicht und bin ich nicht ertrunken, bin ich doch worden naß vor Angst und vor Pein und vor Qual und vor Schicksal — o weh! Leid', trag', duld', laß dich rupfen, laß dich zupfen, laß dich reißen, laß dich plagen von der Lieb' — was thut's? Ist Alles nichts gegen daß du kommst in ein Faß und wirst gewälzt und wirst gefahren und wirst gestoßen und geworfen und hast Angst und Sorg' und hast Pein und hast Schicksal und mußt zahlen viel Geld, bis du wieder kommst aus dem Faß!"

Damit ist die Sach' und Angelegenheit vom Brummele Bär und Brummele Meis aus und zu Ende. Dran mag sich Jeder ein Exempel nehmen, daß er fein tugendhaft ist.

Ansonst könnt's ihm gehen, wie dem Brummele Bär.

7.

Fritze woher? Fritze wohin?

Vor fünfhundert Jahren lebte ein Graf des Namens Hans von Birnburg. Der war ein kalter, höhnischer und stolzer Gesell, gleichwohl hatte er eine Tochter, die überaus schön, mild und fromm war. Diese Tochter hieß Himmeltrudis und von ihr ward ein Lied gesungen, welches so lautete:

O Maid, o Maid, wie ist mir so weh
All in meim' tiefsten Empfinden,
Und was ich weiß und was ich seh',
Nichts will ich, denn dich finden.

Kein rothe Ros'n, kein Veigelein,
Da ist kein Beides so sinnig,
Viel röther sind die Wangen Dein,
Viel bläuer die Aeuglein minnig.

O wer dich nit gesehen hat
Den hat kein Glück betroffen,
Und wer ein Blick in dein' Augen that,
Der lugt' in den Himmel offen.

O Maid, o Maid, o komm zur Frist,
Ich bin nit wohl frumm auf Erden,
Und lug' ich, wie's im Himmel ist,
Da mag ich hie frummer werden!

So wünschten gar Manche, sie zu besitzen. Sie aber dachte ganz wo anders hin.

Nun waren ihrer Zwei da, die großes Verlangen nach ihrer Hand trugen. Der Eine war der Landgraf Friedrich von Thüringen, der Andere hieß Graf Hermann von Weimar. Davon war der Erste frei, der Andere aber nicht.

Vielmehr hatte der Graf Hermann ein süß, holdes Weib, Namens Tuta. Aber unchristlichen Sinnes sah er hinweg von ihr und da und dort auf eine Andere. Da war's kein Wunder, daß der Tuta Wangen verblichen in Gram und Kummer, und ihr Haupt sich wehmüthig senkte. Das sah der Graf Hermann mit an und dachte: „Kommt Zeit, kommt Rath, und könnt' ich die Himmeltrudis auch nimmer zum Gespons gewinnen, der Landgraf soll sie auch nicht besitzen!"

Wie und wo er Dem nun in den Weg treten konnte, that er es, verwickelte ihn in alle mögliche Fehde mit Anderen, damit er seine Zeit verliere, und weil der Landgraf so viel hin und wieder zog, verhöhnte ihn Jener noch dafür und nannte ihn nimmer anders, denn „Fritze wohin, Fritze woher?"

Nun währt Alles nur eine Zeit lang.

Der Landgraf Friedrich kam hinter die Sache, mischte sich in nichts mehr und beschloß, rasch zu werben, denn der alte Hans von Virnburg hatte ihm einige Hoffnung auf der Tochter Hand gegeben, obwohl ihm dabei nicht Ernst war. Denn er war ihm gram von Vaters Zeiten her. Also ritt der Friedrich mit prunkendem Gefolge gen das Schloß. Als er aber hinkam, sah er, was all' seinem Glück ein Ende machte. Denn die Himmeltrudis verließ soeben das Schloß und war auf dem Weg in's Kloster.

Da hielt der Landgraf Friedrich sein Roß voll Schreck und Staunen an und wollte seinen Augen nicht trauen.

Die Himmeltrudis aber neigte leise ihr Haupt wie zum Lebewohl — und zog von dannen, auf Mainz zu.

Lang sah ihr der Landgraf nach. Als er darauf umlenkte, erblickte er den Grafen Hermann von Weimar. Der hatte sich mit den Seinen im Dickicht gehalten, Alles mit angesehen und gehört, ritt in höhnischer Geberde krenz über die Felder, grüßte den Landgrafen mit hoch erhobener Hand, gab seinem Roß die Sporen, daß es lustige Sätze that, und jagte davon.

Etliche Tage darauf ritt der Landgraf Friedrich in's Schloß zum alten Grafen von Birnburg und stellte ihn hart zur Rede.

Drauf sagte Dieser: „Ich hoffe auf meiner Tochter besseres Bedenken, aber sie wollte längst in's Kloster gehen. Wie Dem sei, ich bin nicht schuld, sondern der Abt vom Petersberg. Der sagte von jeher: Besser eine froh selige Klosterfrau, denn ein träumerisch Ehgespons! Also ist sie im Kloster und gut aufgehoben. Tröst' ich mich, könnt Ihr Euch wohl auch trösten, und wenn Ihr nicht könnt, so schadets Euch nicht. Von Eueres Vaters Zeiten her gebührt mir noch Genugthuung!"

Drauf versetzte der Landgraf Friedrich: „Die Rache für Eueren Hohn überlass' ich dem Himmel, denn so viel ich Euere Tochter liebte, Euch halt' ich nicht werth des Zweikampfes mit mir, und wärt Ihr's, für zu alt. Ich nehm's für jetzt hin, daß Ihr und der Graf von Weimar mich verhöhnt habt und der Abt vom Petersberg meinem Glück den Garaus gegeben hat. Damit gehabt Euch wohl, mir träumt, Euch wird noch anders zu Muth werden!"

Damit macht er sich auf, ritt von dannen, und wo man ihn weiters erblickte, war er wortkarg und tiefster Schwermuth voll, denn er konnte sich in seinem Herzen nicht trösten.

Nun traf es sich eines Tags, daß der Rath zu Erfurt Gasterei und Tanz anstellte, je beides den Grafen Hermann von Weimar und dem von Schwarzburg zu Ehren, denn Die hatten der Stadt einen Gefallen erwiesen.

Mittlerweile Dieß auf dem Rathhaus vorging, ritt der Landgraf Friedrich von weiter zum Thor herein und am Rathhaus vorüber. Der Graf Hermann von Weimar aber sah alsbald zum Fenster hinaus, hob einen vollen Becher in die Höhe und rief voll Uebermuth hinunter: „Fritze wohin, Fritze woher?"

Als der Landgraf Friedrich Das hörte, und dabei sah, wie alle Anderen vom Tanz weg an die Fenster rannten, wußte er wohl, was Jener meine und wie er ihn vor Herren und Frauen verspotten wolle. Er hielt demnach sein Roß an und rief mit drohender Stimme hinauf: „Um schnöder List Willen allein verdientest du längst, daß ich dich züchtige. Aber daß du mich hier in der Stadt vor den Herren verhöhnst, Das sollst du mir sicher büßen — und Aug' um Aug' fortan, bis du der Knecht bist, und ich dein Herr und Gebieter!"

In Kurzem erscholl der Fehderuf, und weithin aus den Burgen und Städten brachen Ritter und streitlustige Knechte.

Da hätte der Abt von Petersberg gerne Frieden gestiftet und begab sich zum Landgrafen Friedrich.

Der empfing ihn ganz entrüstet und hielt ihm vor, was er verschuldet habe. Der Abt aber hob die zwo Finger auf und sagte feierlich: „Gott verlaß mich in der Sterbestunde, wenn ich Euch mit Willen um Euer Glück brachte. Eurer wegen wurde ich nie gefragt — glaubt mir, ich wünsche in Allem Euer Wohl, und Gott gebe, daß ich es Euch einmal recht beweisen könne!"

Auf Dieß hin versöhnte sich der Landgraf Friedrich mit ihm. Von der Fehde aber ließ er sich nicht abbringen.

Alsbald tobte der Kriegslärm wild auf, und zwei Schlachten fanden statt. In denen war der Landgraf Friedrich Sieger, und nun ging's in die dritte. In der nahm er die zwo Gegner gefangen, den Grafen Hermann von Weimar und von Schwarzburg und ließ sie in Fesseln fortführen. Die Schlacht aber tobte noch fort bis gen Arnstadt. Dort schien sich das Glück zu wenden. Denn urplötzlich kam der Graf von Birnburg daher, der sich zu des Landgrafen Feinden geschlagen hatte, fiel mit einer Schaar auf den Landgrafen und die Seinen ein, drängte sie bis gen Erfurt, und Alles schien für den Landgrafen Friedrich verloren.

Da hörte man Gedröhn und Gerassel — und durch Nacht und Nebel, die steinigten Pfade daher, rollten Klepperwägen.

„Hilf Gott, die Erfurter!" jauchzte des Landgrafen Schaar — denn obwohl die Erfurter Dem von Weimar und Schwarzburg ein Fest gegeben hatten, so hielten sie doch zum Landgrafen.

Wie Das der Graf von Birnburg vernahm, wandte er rasch sein Roß und riß all die Seinen mit sich zur Flucht.

Die Landgräflichen aber stürzten hinter drein und verfolgten sie.

Mittlerweil stieg der Landgraf Friedrich, der leicht verwundet war, vom Schlachtroß und warf sich nieder. Da ward er nicht wenig betroffen. Denn statt der gewappneten Soldknechte sah er Mönch um Mönch aus den Klepperwägen steigen.

„Was soll denn Das sein?" rief er. „Her da Einer, hier ist der Landgraf Friedrich von Thüringen!"

Alsbald eilte ein Mönch auf ihn zu, denn er glaubte, der Friedrich wolle beichten — und die andern Mönche zerstreuten sich auf dem Schlachtfeld, den Gefallenen Gleiches zu bieten.

Wie nun der Mönch zum Landgrafen kam, war er ganz erstaunt, daß der Landgraf keineswegs am Sterben läge, Der aber stets mehr, daß statt der Kriegsleute geistliche Herren da seien. Das Räthsel löste sich aber bald.

Der Abt von Petersberg hatte von des Landgrafen Niederlage gehört, glaubte, Alles liege schon in letzten Zügen und hatte deßhalb vierzig Mönche zum Versehen auf das Schlachtfeld geschickt. Das war auch ganz gut, denn Viele der Sterbenden bedurften letzter Hülfe. Den Lebenden aber war durch das Mißverständniß gleichfalls geholfen, und der Abt hatte so Gelegenheit gefunden, dem Landgrafen einen Dienst zu erweisen.

Alsbald kniete Der voll heißen Dankes nieder, dann schwang er sich auf sein Roß, sprengte nach Erfurt hinein und ließ die zwei Grafen vor sich führen.

Auf sein Schwert gestützt, sah er sie eine Zeit lang finster an, erzählte dann kurz, wie's ergangen sei, und sagte:

„Deß hättet Ihr Euch wohl nicht versehen, Herr Hermann und Ihr, der Schwarzburger? In Ketten steht Ihr da, von mir gezwungen — und Euren Helfer, der mich verhöhnt hat, han gar etliche Mönchlein zu Schanden gemacht! Das geschah ihm recht — und er allein trägt die Schuld, daß seine Tochter in's Kloster ging. Denn an ihm konnte sie die Männer nur hassen lernen. Was nun, Herr Graf von Weimar? Nun bin ich Euch wohl ein Herr? Also hört mein Urtheil. Ihr gebt mir Eure Grafschaft zu eigen — Das sei der Preis Eurer Freiheit!"

Da sah der Graf Hermann zu Boden und sagte: „Demnach wär' ich ein Bettler, oder soll ein Reiterknecht werden, daß ich mich herumschlüge, wo Eure Kurzweil mich hintriebe?!"

„Das verdientet Ihr gar wohl," herrschte ihn der Landgraf Friedrich von Thüringen an, „und ganz billig hieße es nun von Euch: Hermann woher, Hermann wohin? Ich will's Euch aber besser anthun, als Ihr mir! Ihr gebt anher — und ich geb' Euch's zurück bis zu Eurem Tod, denn ich will der Tuta, Euerer edlen Gemahlin, schonen — dann aber bin ich der Graf von Weimar!"

So war des Landgrafen Friedrich Urtheil. Wenige Tage darauf gelangten die Zwei zur Freiheit.

Der Graf Hermann von Weimar ritt tiefsinnig fort in die Heimat und nahm sich manch' Gutes vor. Als er in sein Schloß kam, empfing ihn die Tuta bleich und scheu — brach in leises Schluchzen aus, sank ihm in stiller Wehmuth an die Brust und flüsterte: „O sei künftig mein allein, ich will dir allen Schmerz verzeihen, den ich Deinetwegen ertrug — und im Unglück noch mehr lieben, als vordem im Glück!" Das rührte den Hermann wohl. Er drückte seiner Gemahlin die Hand und sagte: „Ich will Dein bleiben!" Und er hielt dann treulich Wort. Also lebten sie ihres Daseins Frist noch in Frieden dahin.

Der Landgraf aber that sich wohl Gewalt an, die Himmeltrudis zu vergessen. Es ging gleich wohl nicht, und so oft er nah oder ferne das Lied hörte und die Reime:

„Und wer dich nie gesehen hat,
Den hat kein Glück betroffen,
Und wer ein Blick in dein' Augen that,
Der lugt' in den Himmel offen —"

wandte er sich ab — und rann ihm schier eine Zähre aus dem Auge.

8.

Die Klostervisitation.

Ich weiß noch Etwas aus Zeiten Herzogs Wilhelm von Weimar, von dem Ihr schon Mehres vernommen habt. Daß er sich gerecht verhielt, als er zu Erfurt war, ist kund. Aber was die Klöster betrifft, so lüsterten sie ihn doch bedeutend an. Er beschloß alsbald, dieselben visitiren zu lassen, und zu dem christlichen Geschäft erkor er den Doktor Burchard.

Wie nun der Doktor Burchard seinen Auftrag hatte, war ihm derselbe ganz erwünscht und visitirte er in den Klöstern so fleißig, daß über kurze Zeit nichts mehr zu finden war, als die nackten Wände. Alles Uebrige stellte er dem Herzog zu Handen — nur daß er das Allerkostbarste für sich behielt. Denn er dachte: So viel Recht an fremdem Gut, als er, hab' ich auch! Der Wilhelmus wußte aber lange Zeit nicht, wie gut es der Doktor Burchard mit sich meine, und wie wenig gut mit ihm, dem Herzog.

Schon waren sämmtliche Klöster visitirt bis auf eines, und dieß war das Marienknechter-Kloster. Als der Doktor Burchard in dasselbe kam, fand sich beinahe nichts vor, die Mönche

waren auch verschwunden, bis auf den alten Pater Theodor, und Der betheuerte, es sei nichts weggeräumt und vergraben.

Das wollte aber der Doktor Burchard nicht glauben, ließ herumwühlen, daß es ein Graus war, nebstbei faßte er im Kloster Fuß, nahm alle seine Reitersknechte, Rosse und alle dem Herzog unterschlagene, kostbare Habe zu sich und lebte in Saus und Braus. Dazu ließ er jüdische und christliche Händler kommen, daß sie ihm seine Kostbarkeiten abkauften, der Pater Theodor aber wurde von seinem Troß verspottet und geplagt über alle Maßen.

Weil nun der Pater das Alles ertrug und nicht entwich, dachte Herr Burchard, Das müße seinen guten Grund haben, und Jener bleibe nur, um beim Graben und Wühlen irre zu führen, oder was sonst — also verbot er ihm, die Zelle zu verlassen, und verdoppelte seinen Eifer.

Es fand sich aber immer kein Geld und Gut.

Drüber ergrimmte der Visitator Burchardus ungemein, stürmte am fünften Tag Morgens zum Pater Theodor in die Zelle, riß den Stoßdegen heraus, ließ eine Fluth Scheltworte ergehen und fuchtelte den ehrwürdigen Herrn von einer Wand zur andern. Zuletzt fiel er aus, that mit dem rechten Fuß einen gewaltigen Schlag auf den Boden, setzte dem Pater Theodor, der traurig auf seinem Krückstock lehnte, die Spitze des Stoßdegens auf die Brust und donnerte unter seinem grau rupfigen Schnurrbart hervor: „Hei du gottleidig verschmitztes Mönchlein, du, glaubst du, ich sei der Mann, mich narrethei'n zu lassen?! Allsogleich sagst du, wo was ist, sonst stech' ich dich todt!"

„Das soll ich Euch sagen?" rief der Pater Theodor, der vor Unmuth ganz kräftig wurde. „Liegt nicht Alles voll Eueres Raubes? Hier aber findet Ihr nichts, als diesen,

meinen Krückstock, und nach dem wird's Euch wohl nicht verlangen, Ihr gottvergessener Schelm!"

„Was, einen Schelm wagt Ihr mich zu nennen?" tobte der Rechtsdoktor Burchard. „Ha, Ihr kecker Mönch, nichts gehört Euch, auch nicht der Krückstock, selbst der gebührt mir!"

„So mag's denn sein!" rief der Pater Theodor.

Er holte aus, that einen Schlag auf den Stoßdegen, daß er wegflog, dann ein paar tüchtige Streiche auf des Doktors Rücken, und während der gelahrte Doktor einen großen Schrei der grimmigsten Wuth ergehen ließ und seinen Stoßdegen aufheben wollte, that der Pater Theodor einen Sprung, wie er seit Jugendzeiten keinen gethan hatte, verließ die Zelle, verschloß die Thüre, machte sich aus dem Kloster und begab sich, so gut und rasch er vermochte, zum Herzog Wilhelm von Weimar.

Mittlerweile hatte der Visitator Doktor Burchard unglaublich zum Zellfenster hinausgedonnert und um Befreiung gerufen. Die wurde ihm auch. Es mußte aber Gewalt gebraucht werden, denn der Pater Theodor hatte den Schlüssel entführt.

Als der Pfad frei war, rannte Herr Burchard fort, kam eine Weile nach dem Pater zum Herzog und verlangte wuthschnaubend, daß der Pater exemplarisch gestraft werde.

Darauf sagte Herzog Wilhelmus: „Ihr verlangt, ich soll Den strafen, von dem ich so viel gute Kunde über Euch habe? Mit nichten Herr Doktor! Habt Ihr nicht selbst gesagt, der Stock gebühre Euch?"

„Wie, was Herr Herzog," rief der Rechtsdoktor Burchard, „so zwiespaltig legt Ihr mein Wort aus und zu seinen Gunsten?!"

„Ja, Das thu' ich," entgegnete der Herzog. „Und leg' ich etwa Euer Wort mehr zwiespaltig aus, als Ihr das meine?"

„Wie denn Das?" schnaubte Herr Burchard.

„Das sollt Ihr wohl erfahren!" fiel der Herzog, zornfunkelnden Blickes, ein: „Wißt Ihr, wie der Befehl lautete? Er lautete: Fiat visitatio — und was sich von Ueberfluß vorfindet, das gehört Uns. Damit meinte ich mich! Ihr aber legtet das Wort aus, als wär't Ihr auch bei uns und nahmt das Beste zu Euch! Also behaltet, was Euch mit Recht wurde — Das sind des Paters Streiche. Was Ihr aber mit Unrecht besitzt, Das gebt zur Stelle heraus, sonst thu' ich Euch, wie Euch der Pater gethan hat! Ich sperre Euch aber nicht in die Zelle zu Marienknechter, sondern vielmehr in die schwarze Stube!"

Da kann sich Jeder des Rechtsdoktors und Visitators Burchardus innere Wuth und Verzweiflung denken, daß er nicht so gut im Recht sein sollte, als der Herzog.

Aber es half nichts, was er auch stotterte. Er mußte unbedingt davon, des Herzogs Befehl gehorchen und Alles extradiren.

Nur Eines nicht, des Pater Theodor's Krückschläge.

Die hätt' er am Liebsten zurückgegeben, blieben ihm aber allüber sein ganzes Leben.

9.

Der Ragnitz und der Hohenheimer.

Nun werdet Ihr sogleich noch von Einem hören, der seinen Theil auch nicht mehr losbrachte.

Damit aber war es so beschaffen.

Als man 1566 schrieb, berief Kaiser Max II. einen Reichstag nach Augsburg, auf Dem sollte, nebst der Verhandlung anderer, wichtiger Dinge, der Herzog August von Sachsen mit der Churwürde bekleidet werden, und anderen Fürsten waren auch derlei Auszeichnungen bestimmt.

Als nun der Reichstag seinen Anfang und Verlauf nahm, waren unter den vielen Fürsten und Grafen auch insonderheitlich zwei Ritter, Einer des Namens Sigmund von Ragnitz, und der Andere Georg von Hohenheim, von Denen der Letzte ein frisch tapferer und frommer Held war, wie er schon in vielen Feldschlachten bewiesen hatte — der Erste hingegen wohl auch voll Kraft und Thatenlust, aber wenn man seinem Leben sonst näher auf die Spur ging, so war's mit dem sittlich christlichen Sinn eben nicht allzuweit her.

Dem sei da, wie immer, als der schlimme Sigmund von Ragnitz sich allgemach Stadt Augsburg näher besichtigte, bemerkte er, es möchte sich allda eine reiche Braut für ihn finden, und zwar eine sehr schöne.

Die, welcher er aber seine ritterliche Persona zuzuwenden gedachte, war Herrn Caspar Hainzels Tochter, die Franziska.

Derselbe Hainzel war Patricius, mit Gütern wohlversehen und an Ansehen in jeder Art fast überschweuglich versehen. Gesund war er auch, so daß ihm noch nie ein Medicus in's Haus gekommen war. Dazu seine Tochter, die ihm überaus lieb war und ihm viele Ehre und Freude machte — im Ganzen, es gefiel ihm auf der Welt und in der Stadt Augsburg so gut, daß er sobald nicht fort mochte; und wenn ihm Einer etwas recht Unangenehmes sagen wollte, so durfte er nur vom Krankwerden oder gar vom Sterben sagen, da ward er sogleich äußerst unwirsch, denn von Derlei mochte er nichts hören.

Wie nun der Patricius Hainzel so gern lebte, und der Ritter Sigmund von Ragnitz fest in Betracht gezogen hatte, sein eigenes Leben könnte in jeder Weise auch mehr werth sein, wenn er die Franziska erobere, machte er sich dort und da an den Hainzel, sprach viel von seinen Ahnherren und den Gütern, die er noch erben werde, deßgleichen von Feldschlachten und dem Lob verschiedener Fürsten, sogar dem Lob des letzten Kaisers, nebenbei pries er ein ehrbar tugendsames Leben, und wenn er auf den Hainzel selbst zu sprechen kam, so wußte er von Dessen Verdiensten um die Stadt so viel zu sagen, daß Der gar nicht begreifen konnte, wie der Ragnitz hinter Alles gekommen sei, wenn der Hainzel-Name nicht wirklich weit ausginge.

Was aber dem Hainzel am Besten gefiel, war die Betheuerung

des Ragnitz: Er habe doch schon mehre Herren in den Siebzigern gesehen; aber so wie ihn, den Hainzel, noch Keinen; und müßte man nicht seinem Wort glauben, er sei schon so weit vorgerückt, hätte er in ihm nie mehr vermuthet, als einen leichten Fünfziger. Also sei da gar kein Zweifel, er werde mindest ein starker Neunziger werden, wenn er es gar nicht noch weiter brächte!

Kurz, was der Sigmund von Ragnitz sagte, war ganz Das, was dem Hainzel in seinen Ohren wohl behagte.

Deßhalb, als der Ragnitz zuletzt mit der Farbe herausrückte und sagte: Der Franziska Verdienste hätten seinen Wunsch erregt, sich mit ihr zu verehelichen, obschon er früher Alles Derartige von der Hand gewiesen habe, so reifte die Sache zwischen ihm und dem Hainzel in kurzer Zeit so weit aus, daß das väterliche Ja erfolgte.

Ob die Franziska auch ja sagen werde, darüber ward weiterhin nicht gesprochen.

Vielmehr nahmen die Beiden Alles für so sicher und gewiß an, daß der Hainzel bei der Franziska äußerst deutlich fallen ließ: Lieber sei ihm fast Niemand, als der Sigmund von Ragnitz — und wenn Der etwa über kürzere oder längere Zeit nicht heirathe, so sollte es ihn ungemein wundern! Dazu kam der Ragnitz auch dann und wann und in einer Weise, die ihr keinen Zweifel ließ. Darüber gerieth sie in stets größeren Schrecken und suchte, aus seiner Nähe zu kommen, so oft es nur möglich war, um ihm anzudeuten, daß sie von ihm nichts wissen wolle. Das half ihr aber nichts. Denn der Ragnitz nahm all' ihr Gehaben für nichts, als jungfräuliche Schüchternheit. Die gefiel ihm sehr gut, und er dachte: Gewiß ist sie mir doch, und statt daß sie mir jetzt entflieht,

wird sie um so froher sein, wenn ich plötzlich daherkomme und sage: Macht, daß Ihr Eure Zweifel vertreibt, ich will Euch wirklich die Gunst erzeigen und Euch zu meiner Gemahlin nehmen!

Also sah er sich Alles mit Vergnügen und zu seinen Gunsten an, gedachte, den entscheidenden Schritt noch aufzuschieben, bis die Liebe zu ihm in allen Theilen des jungfräulichen Herzens gehörige Wurzeln geschlagen habe, bestimmte hierzu das Ende des Zeitraums, in welchem Belehnungen, Turniere und Gelage stattgefunden hätten, und vertrieb sich bis auf Weiteres die Zeit in Augsburg sehr sonderlich gut, denn es fehlte ihm nicht an Genossen, die seines Schlages waren, und der war eben nicht der beste.

Mittlerweil' er nun seine Sache so ganz sicher wußte, war all' die Zeit über der andere Ritter, der Georg von Hohenheim auch dann und wann in der Nähe des Hainzel-Hauses ab und zu geschritten und hatte sehnsüchtig bescheiden hinaufgesehen. Denn ihm war die Franziska gleichfalls theuer geworden.

Aber er hatte keine rechte Annäherung gewagt und noch weniger entscheidende Schritte beim Patricius Hainzel, mit dem er übrigens zur Sprache gekommen war, und auch ein paarmal mit der Franziska — aber von gleichgültigen Dingen.

In Kurzem, eben da der Ragnitz seinerseits dachte: Mir kann's nicht fehlen — war der Hohenheimer dahingekommen, zu denken: Was nützt dich alles Wünschen und Forschen! Die Zwomal, daß du sie gesehen hast, war sie ganz erschrocken und ernst, die paar flüchtigen Worte, so du an sie gerichtet hast, wurden kaum erwiedert — laß ab! Entweder denkt sie noch gar an Nichts, oder es schwebt ihr das Bild eines Anderen vor, und sie wollte dir durch Ernst und Kargheit ihrer Worte

zu verstehen geben, sie möge deine Annäherung nicht. Ja gütig war sie wohl bei all' ihrem Ernst, aber das ändert nichts; es that ihr eben nur leid, deinen keimenden Traum zerstören zu müssen — will heißen, wenn sie etwas merkte!

So schritt er am Hainzel-Haus stets seltener vorbei. In den letzteren Tagen sah er die Franziska nicht mehr am Fenster und dachte: Es ist schon so; jetzt läßt sie sich gar nimmer blicken — besseren Beweis für dein Unglück gibt's nicht! Also sei klug und mannhaft und vergiß, es hilft dir doch nichts!

Er nahm sich also vor, künftig stets einen Umweg zu nehmen, und damit er nicht etwa doch in Gedanken am Hainzel-Haus vorbeikäme, mied er allmälig die innere Stadt ganz und machte sich zum Behuf seines Sinnirens und gewaltsamen Vergessenwollens mehr hinaus zu.

So hielt er es schon mehre Tage.

Wieder eines Tages schritt er gegen St. Jacob hinaus, da waren, wie noch heute, schöne Gärten mit allerlei Pfaden dazwischen. Auf einem derselben ging er, die Hände auf dem Rücken und Liebe im Herzen, die nicht sterben wollte, träumerisch dahin, bis er absichtslos an eine offene Thüre kam.

An der hielt er an und sah so in einen Garten hinein. Wem er gehöre, wußte er nicht, und es war ihm auch ganz gleichgültig. Drum wollte er eben wieder seines Pfades weiter, als er Etwas zu sehen, oder zu vernehmen glaubte, was ihn zurückhielt — und als er näher zusah, erblickte er im Garten ein Gebüsch, und drin auf einer Rasenbank eine schöne, weibliche Gestalt. Die hatte das Haupt auf die Hände gelegt, war sichtlich voll Betrübniß, und allzudem glaubte er, ein leises Schluchzen zu hören.

Wie er da voll Bedauern hinsah und dachte, wer Das in der Einsamkeit wohl sein könne, und was das Alles zu bedeuten habe, bemerkte er, daß die Jungfrau doch nicht ganz allein sei.

Vielmehr sah er von weiter her aus dem Garten eine gar stämmige Schaffnerin kommen. Die trat an's Gebüsch und suchte die Jungfrau offenbar zu trösten, und als Die mit ihrer Trauer nicht endete, so schritt die stämmige, altehrbare Schaffnerin weg, als sei ihr's recht leid, aber auch, als sei sie voll Unmuthes über jemand Anderen. Und als sie stillstand und gegen die Stadt Augsburg hinein schaute, so sah der Hohenheimer ganz deutlich, daß sie die rechte Hand ballte, als wolle sie Einem da drin eine große Drohung angedeihen lassen.

Mit einemmal bedünkte ihn, er habe die Schaffnerin schon von ferne irgend wo anders gesehen — und zwar im Hainzel-Haus. Ein weiterer Blick überzeugte ihn, daß die trauernde Jungfrau im Gebüsch niemand Anderes sei, als die Franziska, und sein nächster Gedanke war der: Gott im Himmel, was mag Das sein? Ob du sie auch nie besitzen kannst, wenn dir nur so viel Glück zu Theil würde, ihr in irgend einer Sache Schutz und Schirm verleihen zu können, oder ihr sonst zu rathen und zu helfen!

Drauf ließ er ganz ab von seiner früheren Scheue, trat in den Garten und kam näher an das Gebüsch.

Doch die Franziska vernahm kaum die klirrenden Schritte, so sah sie gar nicht auf, denn ihrer Meinung nach konnte es niemand Anderes sein, als der Sigmund von Ragnitz, der schon jüngst gesagt hatte, er werde im Garten zusprechen. Drum war sie voll Schrecken, eilte abgewandten Angesichts auf die Schaffnerin zu, zog sie an der Hand fort und rief: „Kommt, Ursula, schützt und rettet mich!"

Darauf antwortete die Schaffnerin: „Flieht nur, er soll Euch nicht nachkommen! Ich fürcht' mich vor keinem Kaiser und vor kei'm Teufel, viel minder vor einem fahrigen Ritter, ich will's ihm schon sagen!"

„Ja, sagt es ihm," rief die Franziska, „er soll abstehen, denn ich wär' ewig unglücklich!"

Dabei floh sie weit fort in den Garten bis zu einem Erker, sank unter seinem Dach von wildem Wein auf einen Sitz darnieder, sah bebend in die Gegend hinaus und wartete voll Sorgen, wie sich die Ursula mit dem Ragnitz zurecht finde.

Mittlerweile die Franziska floh, und die Schaffnerin ihr nachsah, bis sie am selben Ort angekommen war, stand der Ritter Georg von Hohenheim ganz vernichtet da. Denn daß er so sehr gehaßt werde, hatte er sich denn doch nicht gedacht und bereute, hereingekommen zu sein.

Er wollte also der Sache schnell ein Ende machen und wieder hinaus. Doch kam ihm zu Sinn, eine Entschuldigung sei nöthig, damit man ihm nichts Schlimmes zumuthe, weil er doch die beste Absicht gehabt habe. Deßhalb wandte er sich noch einmal und trat rasch auf die Schaffnerin Ursula zu, um Alles zu sagen, und dann so viel eiliger davonzukommen.

Die Ursula bemerkte aber kaum sein Herannahen, so wandte sie sich um, als wälze sich ein Berg von einer Seite auf die andere, ballte die zwei Hände, dehnte die zwei Arme weit aus, rollte ihre Stirne in eine Unzahl gewaltiger Falten, sah den Ritter mit wilden Blicken an und rief mit einer dem Donner oft ähnlichen Stimme: „Ihr — Ihr — Ihr." Darauf konnte sie vor Zorn nicht mehr weiter sprechen. Vielmehr athmete sie nur schwer und faltete die Stirne immer mehr, und als sie fortfuhr, brachte sie auch nicht mehr heraus, als Dieß:

„Ich will Euch gar nicht sagen, was Ihr seid — aber ich sag's Euch doch! Ihr — Ihr —!" Drauf hielt sie wieder eine Zeit lang ein, wobei ihr sehr üppiges Antlitz vom Rothen in das Bläuliche spielte. Auch brachte sie die geballten Hände näher aneinander, trat auf den Hohenheimer zu, ihre Augen warfen stets mehr Blitze, ihr ganzes Wesen gab von allerhöchster Zornbewegtheit Zeugschaft — dann brach sie mit einemmal los:

„Ihr Kühner! Wie könnt Ihr es wagen, mein Fräulein wirklich bis daher zu verfolgen? Aber es ist doch recht, daß Ihr so keck seid; könnt Ihr doch Euren Entscheid haben! Macht Euch kein Hoffen, denn sie hat geschworen, eh' stürze sie sich in den Lech, als daß sie Euch folgen müsse! Sie will und mag Euch nicht, und wenn Ihr nicht allsogleich in Euch geht und von Euerem Frevel ablaßt, so seid Ihr aller Rittersehre baar, nicht besser, als ein Wegelagerer und Staudenhecht, und kein deutscher, ehrlich christlicher Mann! Habt Ihr's jetzt gehört?! Wir sind nicht etwa in türkischen Landen, wo man uns lobesames Frauenvolk nicht fragt, sondern in deutschen, wo keine Sklaverei zu Haus ist! Wollt Ihr jetzt sogleich entsagen? Steht nicht so frommscheinig da, kein Blick und keines Euerer Worte ist wahr! Ich weiß schon von Euch, obschon ich Euch nie sah — aber Euer guter Ruf hat zu Augsburg schon viel' Zungen! — Sogleich entsagt — dann geht nur zum Hainzel und verklagt mich! Komm', was da mag, ich fürcht' mich nicht, und Euer wird die Jungfrau doch nicht! Jetzt habt Ihr Eueren Theil, und jetzt wißt Ihr's, und jetzt hebt sogleich den Finger auf und schwört, daß Ihr die Franziska in Ruh' laßt — und ging' die Sach' bis zum Kaiser, ich laß' nicht aus, bis Eurer höllischen Kühnheit ein End' ist!"

„Meine Kühnheit?“ sagte der Hohenheimer. „Ehrenveste Frau Schaffnerin, ich wagte ja kaum —“

„Was wagtet Ihr nicht?“ donnerte die Ursula. „Ist's nicht genug, daß Ihr hinter unserem Rücken mit dem Hainzel traktirt'? Wart, ich will Euch so lammsfromm schauen! Meint Ihr jetzt, einen beßeren Weg einzuschlagen, weil Ihr seht, wohin Euch Euere Kühn- und Falschheit und Euer Hochmuth gebracht hat? Hilft Euch nichts, nichts ist und wird nichts, und daß Ihr alles Hoffen aufgebt, sag' ich Euch gleich Alles! Ihr Sinn steht ganz wo anders hin — und ob sie den Ritter, den sie möchte, auch nur ein etliches Mal gesehen und kaum einige zwölf Worte zu ihm sprach, so will sie doch keinen anderen Mann, als ihn — und wenn sie ihn auch nie gewinnen kann, so will sie doch eh' ledig bleiben alle Zeit ihres Lebens, als Euch nehmen und Seiner vergessen müßen!“

„So wenigemale sah und so wenige Worte sprach sie mit ihm?“ fiel der Hohenheimer ein.

„Ja,“ kam's entgegen, „wenn er aber einen richtigen Mannessinn hätte, so müßt' er es wohl bemerkt haben, wie gut ihm die Franziska ist! Und Das wär' ihm wohl zum Trost. Denn sie sagt, an seiner Ergebenheit sei kein Zweifel, und wenn sie Das sagt, ist's auch so. Da hat unser Eins aus dem trefflichen Geschlecht der Frauen seinen rechten Blick! Aber was Ihr zu kühn und keck seid, das ist er zu zahm und furchtsam! Wollt' ich doch, ich hätt' jetzt den andern Herrn vor mir, wie ich Euch vor mir hab', ich wollt' ihm seinen Sinn und Muth zurechtbringen. Denn zu viel Scheu' taugt auch nichts. Aber beßer ist sie doch, als Euer Uebermuth!“

„Ich geb' Euch in Allem recht,“ fiel der Hohenheimer ein, „aber sagt mir nur Eines!“

„Was soll ich Euch sagen?“

„Ob Ihr Den kennt, den die Jungfrau will? Sagt's mir geradheraus, hochehrsame Frau Schaffnerin, vielleicht bin ich dann beßer, als Ihr von mir denkt!“

„Das geb' Gott!“ sagte die Ursula. „Ich selber kannte Euch nicht, und ich kenn' ihn nicht. Aber so viel kenn' ich, daß sie ihr Leben für ihn einsetzt, wenn er's haben will!“

Sagte Herr Georg von Hohenheim: „Wenn Dem so ist, so seh' ich wohl ein, der Sigmund von Ragnitz darf nicht zum Sieg gelangen und hat sein Glück wo anders zu suchen!“

„Ist das Wahrheit?“ rief die Frau Ursula.

„Ja, hoch und heilig sei's gesagt — aber nennt mir nur noch den Namen des Ritters, dem die Franziska ergeben ist — wißt Ihr ihn doch gewiß!“

„Ob ich ihn weiß,“ kam's entgegen, „Georg von Hohenheim heißt er — wenn Ihr eine Ehr' im Leib habt, so gönnt ihm sein Glück und tragt dazu bei!“

Die Frau Ursula hatte die donnerartigen Worte kaum gesprochen, so raffte sich der Hohenheimer schon aus seinem ganz heiligen Staunen auf, eine unsägliche Freude durchstürmte sein ganzes Wesen, und so wenig ihn die Anmuth der Schaffnerin hinriß, von Freude und Dank war er doch so sehr durchstürmt, daß er schier besinnungslos die Arme öffnete, um die Ursula an sein Herz zu drücken.

Aber es gelang ihm nicht.

Mit allen Donnern ihrer Stimme scheuchte ihn Frau Ursula zurück.

„So wär's gemeint?“ rief sie. „An mich wolltet Ihr Euch halten? An mir wollt Ihr etwan anwenden Euere verfluchte

List und Zauberkraft in Sachen schöner Jungfrauen? Ha, an mir, und wohl zum Spott und aus Rache, weil ich Euch Eueren Hochmuth zerstört hab'? Was frag' ich nach Euerem Zauber in Wort und Blick, und wenn ich auch noch schön und jung wär' und anmuthig!"

„Wer sagt denn, daß Ihr nicht schön und anmuthig seid?" rief der Hohenheimer.

„Ich sag's," donnerte die Ursula. „Aber gewesen bin ich's — und wär' ich's noch, daß ich an Euere Liebe glauben könnte, so nähm' ich sie doch nicht an! Denn ich hab' Alles von mir abgewiesen! Da könnt' ich Euch Mehrere nennen, Niedere, Mittlere und gar Einen vom besten Blut und großem Reichthum! Nun soll ich für meine Festigkeit, Jungfräulichkeit und sonstige Tugend Eueren Hohn haben? Ihr Satan, Ihr! Wenn Ihr noch das Geringste wagt, so kratz' ich Euch Euere taubenfromm falschen Augen aus und Eueren schwarzglatten Bart, daß er in der Luft herumfahrt, wie der alte Weibersommer! Ihr Teufel, Ihr! An Euch ist keine Spur mehr von allem Guten, habt Ihr's gehört? Das sagt Euch die Hainzel Schaffnerin, verklagt mich, und wo Ihr wollt, ich fürcht' nicht Kaiser und Reich!"

„Seid unbesorgt," rief der Hohenheimer freudigen Antlitzes, „ich verklag' Euch nicht, und was ich thun wollte, war meiner Freude und nicht meiner Kühnheit Zeichen! Ich schwöre Euch, Sigmund von Ragnitz entsagt der Franziska und der Georg von Hohenheim wird Alles thun, der Jungfrau Glück zu begründen! Seht, ehrenvest tapfere Schaffnerin Ursula, so weit habt Ihr's gebracht mit wenigen Worten, daß ich aller besten Entschlüsse voll bin — und einen Schelm vor Kaiser und Reich dürft Ihr mich nennen, wenn ich Euch nicht zu Willen

lebe! Ja, ich will für Georg von Hohenheim Alles thun, was ich vermag! Von Euch aber verlang' ich Eines: So tapfer Ihr wart gegen mich, so tapfer bitt' ich Euch zu sein, wenn es beim Hainzel gilt, für den Hohenheimer zu sein! Gebt mir die Hand darauf!"

Kaum gesagt, schlug die Ursula ein, daß der Hohenheimer meinte, es träfen ihn drei flache Schwertstreiche zu gleicher Zeit.

„Nun bitt' ich Euch nur noch um das Letzte, wohledle Schaffnerin!" sagte er, seine Hand reibend, „Euere fürtrefflich tapfere Gegenwart ist sicher Schutz genug für die Jungfrau — also könnt' Ihr mir nachgeben. Was ich versprach, halte ich nach Kräften — Sigmund von Ragnitz, mit deiner Sache ist es zu Ende — aber bittet die Jungfrau um Eines!"

„Um was?" kam's entgegen.

„Um die Gnade, vor sie treten zu dürfen, auf daß ich sie für all das Herzweh, so ich ihr bereitet habe, um Vergebung bitten kann!"

„Das laßt sich hören," sagte die Ursula. „Dann macht aber nur und hebt Euch von dannen, denn wir können Euch nicht brauchen, weder da, noch im ganzen Hainzelhaus."

Drauf eilte sie fort, auf den Erker zu und hinein.

Nach kurzer Zeit kam sie wieder heraus, winkte und rief herüber: „Kommt, Ritter Ragnitz, kommt, sie will Euch verzeihen, wenn Ihr Wort haltet!"

Da eilte der Hohenheimer fort und hin — und als er in den Erker trat, breitete er die Arme aus und sagte mit freudig bewegter Stimme: „Meine Franziska!"

„Was soll Das sein!" donnerte die Ursula. „Ist Das Euer Versprechen? Also wieder Lug und Trug? Ob Ihr

sogleich Euere Arme herabthut und den Garten verlaßt, sonst mach' ich meine Worte wahr an Augen und am Bart, wo Euch nicht mehr geschieht!"

Dabei wollte sie ihn zurückreißen.

Aber sie vermochte es nicht, der Hohenheimer kniete alsbald vor der Franziska, und Diese sah in unsäglich schönem, freudigen Staunen auf ihn nieder. Er aber sagte: „Also Ihr, nach der ich mich so heiß sehnte, liebt auch mich?!"

Die Franziska sagte nichts. Aber sie legte ihre zarten Hände langsam auf das Haupt des edlen Hohenheimers, und als er zu ihr flehend aufblickte, sah er ein seliges Lächeln um ihre Lippen schweben, und unter dem goldblonden Gelocke, das ihr gebeugtes, schönes Antlitz mild umschattete, sah er ihre tiefblauen Augen feucht werden, und zwei Thränen über ihre Wangen rinnen.

Die ehrenveste Ursula aber war über all Das, was sie bezeugschaftete, in unglaubliche Ueberraschung gerathen, während sich in ihrem Innern ein Unmuthssturm vorbereitete, der um so schauerlicher wurde, je weniger sie sprechen konnte. Auch waren andere Anzeichen da, welche die größte Gefahr verkündeten. Denn sie hielt die zorngeballten Hände zu beiden Seiten in die Luft und zuckte damit so, daß deutlich erhellte, es sei eine große Schlagkraft vorhanden, wenn ihr Staunen erst zu Ende wäre. Dieß Staunen nahm seinen endlichen Verlauf durch etliche allgemeine Wie, was und ha, bis sie mit einemmal mit den geballten Händen einen ganzen Wirbel in der Luft schlug und der Franziska zurief: „So? Das? Wie? Was? Und sonst nichts? Das muß ich an Euch erleben und an meinen guten Lehren? Halt ein, wacht auf, er zaubert Euch an mit seinen falschen Augen! Macht's, wie ich! Mich wollt er auch umarmen!

Hilft denn nichts, seid Ihr denn ganz weg? Blitz, Ulrich und Afra! Heiliger Himmel, sie ist im Stand und läßt sich einen Kuß geben — Blitz, heiliger Ulrich sag', seid Ihr denn, wie das Fähn'l auf dem Dach — Ihr liebt ja den Ritter Georg von Hohenheim!"

„Er ist's ja!" flüsterte die Franziska.

Auf Dieß „er ist's ja" gab es der Schaffnerin Ursula einen ganz sonderlichen Riß, daß sie einen ziemlichen Schritt nach links hinüber that, sich ganz entkräftet auf den nächsten Sitz niederließ und vor lauter Erstaunen nicht mehr sprechen konnte. Aber die Hände blieben noch immer in der Luft — — —

So war's im Garten zu St. Jakob.

Nun wird Jeder wißen wollen, was daraus wurde.

Es wurde aber das Beste daraus.

Die Franziska hatte gegen den Ragnitz keinen Muth gehabt. Für den Hohenheimer aber hatte sie den größten Muth.

Noch denselben Tag entdeckte sie dem Vater Hainzel Alles und nannte es Gottes Fügung.

Da sagte der Hainzel Patricius zwar nicht ganz nein, und als der Hohenheimer, mit dem er näher sprechen wollte, nicht auf sich warten ließ, auch nicht sogleich ja — was aber an dem Ja fehlte, das ersetzte die Schaffnerin Ursula.

Die hielt redlich Wort, machte dem Hainzel die Hölle schauerlich heiß mit dem Leid der Franziska, die er doch so sehr liebe, und setzte am Ende bei:

„Jetzt sag' ich Euch so viel, Herr Patricius! Wenn Ihr nicht ja sagt, seht Ihr Euer Kind vor Kummer in Krankheit verfallen und in kürzester Zeit sterben. Und wenn Euer Kind todt ist, dann wird Euch der Kummer auch bald krank machen

und in's Grab legen, mittlerweil' Ihr sonst noch vielleicht etliche dreißig Jahre leben könntet!"

Auf diese Drohung schmolz der letzte Widerstand des Hainzel weg. Er sagte ja und meinte, ihm sei es selbst recht. Denn er hab' nicht viel Gutes vom Ragnitz gehört, desto mehr Gutes vom Hohenheimer. Also wenn der Ragnitz komme, wolle er ihm sagen, seine Absicht sei zu Nichte geworden, wenn es aber weiteren Streit gebe, so müße er Alles dem Hohenheimer überlassen.

Der Streit blieb auch nicht aus.

Denn der Sigmund von Ragnitz kam über seine unvermuthete Niederlage ganz außer sich und konnte nicht früher ganz daran glauben, als bis es ihm zuletzt die Schaffnerin Ursula bewies. Drauf forderte er den Hohenheimer auf Zweikampf. Derselbe fand eine halbe Stunde hinter der Rosenau statt. Da that der Ragnitz grausige Schwertschläge; der Hohenheimer aber auch; und als der Ragnitz zuletzt einmal ausholte, der Meinung, dem Hohenheimer seinen Theil auf's Haupt zu versetzen, schlug ihm Der die Klinge weg und that dazu einen Streich, daß Jenem das Visir aufsprang, und übernächst einen zweiten von der Stirne über die Nase bis an das Kinn mit der fliegenden Schwertspitze, daß dem Ragnitz die Lust zum Weiterkämpfen verging.

Drauf kehrte der Hohenheimer gen Augsburg zurück und in drei Monaten führte er die Franziska auf seine Güter und Schlößer hinweg.

Der Ragnitz aber kam nimmer gen Augsburg, und hätte er die Franziska, Augsburg, den Hainzel und den Hohenheimer noch so gerne vergessen, es konnte ihm doch nicht

gelingen. Denn er mochte hinkommen, wo immer — so fragte ihn der Nächste und Beste: „Ei, ei, Herr Sigmund von Ragnitz, wo habt Ihr wohl die große Schmarre bekommen?"

Da mußte er an Augsburg und an den Hohenheimer denken, und wenn ihm ein Trost blieb, so war's, daß er derselben Schaffnerin Ursula mit Heil entgangen war. Denn der Hohenheimer hatte ihm doch nur sein Antlitz zerhauen, bei der Hainzelschaffnerin hatte sich's um's Augenlicht gehandelt.

10.

Der Müller Krabs.

Man zählte 1518, und da trug sich eine sonderliche Geschichte zu.

Zu Erfurt lebte Einer, des Namens Krabs.

Selbiger Krabs war ein wohlhäbiger Müller, und es wär' ihm leicht aller Leute Gunst und Geneigtheit zu Theil geworden, wenn er sich treu und ehrbar ruhig verhalten hätte.

Aber so litt es ihn nicht.

Vielmehr stand ihm nichts besser an, als aller Welt Narrenschellen anzuhängen, so viel er nur vermochte, und zu Zeiten ward er selbst der ganzen Stadt Verspötter. In Kurzem, wo etwas arg Schalkhaftes in Kleinem oder Großem zum Vorschein kam, da war der Müller Krabs sicher mit unter Thätern oder Hehlern.

Demnach hätte der Schelm längst Strafe verdient.

Es war ihm aber nie ganz beizukommen. Denn böser Muthwille und List gingen bei ihm Hand in Hand, stets wußt' er die Schuld von sich abzuwälzen und einer kecken Lüge versah er sich auf das Leichteste. Also verstand er's, sich stets hinauszuwinden; die Richter wußten sich keinen Rath,

zu mancher Zeit wurden ihnen bei des Krabs Spiegelfechten die gelahrten Köpfe ganz verwirrt, und oft fehlte wenig, daß der Allerunschuldigste von ganz Erfurt gestraft wurde, mittlerweil' der Krabs sich in's Fäustlein lachte.

Nun ist aber da Eines männiglich bekannt. Das ist ein uraltes Sprüchwort und lautet: „Der Krug geht zum Brunnen, bis er bricht."

So traf's beim Müller Krabs auch ein, und wie Das geschah, davon folgt hie guter Bericht.

Item.

Dazumal hatte die Stadt Erfurt einen argen Feind. Der nannte sich Asmus von Bottlar, und Dem war auf der Welt nichts genehm' und lieber, denn Fehde, Spiel und Gelage; je mehr es aller Orte durcheinander ging, desto wohler war ihm zu Muth, und was all' Schlimmes der jach beißige Gesell in sich trug, die Lust nach Geld fehlte ihm auf's Mindeste — vielmehr war er drauf, wie der Teufel auf die Seel'.

Mit selbigem Herrn Erasmus von Bottlar war also nicht gut Kirschen speisen.

Nun stand die Sache jener Zeit so, daß der hochweise Rath zu Erfurt einem anderen Ritter eine Summa schuldete.

Davon bekam der Herr Erasmus Bericht und dachte sich: Selb kommt mir gut zu Paß. Was soll ich denn die Erfurter nicht auch einmal plagen? Drauf überfiel er einen Zug Handelsherren, nahm ihnen sämmtlich ihre Waar' und all' ihr Geld ab, dann ritt er mit dem Geld von dannen, auf des anderen Ritters Schloß, bezahlte dem sein Geld von Erfurt hinaus, und als er wieder heimkam, schrieb er von da an den Rath von Erfurt, daß nun er der Gläubiger sei.

Als die Herren zu Erfurt die Botschaft bekamen, verging ihnen aller gute Muth, so daß sie Sämmtlich die Augenbrauen rollten, die Stirnen runzelten und einander die längste Zeit anschauten, ohne ein Wort zu sprechen.

Sie mußten es aber doch gelten lassen, wie's geschehen war, und als die Zeit herankam, säumten sie keine Stunde und schickten dem Erasmus von Bottlar sein Geld, vier vom Hundert.

Als Der die Sendung bekam, nahm er den Boten nicht gar freundlich auf und ließ alsbald ein Schreiben an den Rath ergehen, drin stand:

„Wie könnt Ihr so verwegen sein, mir vier vom Hundert zu schicken, da ich Euch mein Lebtag nichts zu Leid gethan hab'? Wißt Ihr weiters nicht, wie viel ich in jüngster Zeit verwürfelt und versauft hab'? Und sind mir allein im Böhmischen und Moskowitischen drin zwo Schlösser abgebrunnen, sammt allem Geld und Gut!" Und der Weise keke Lüg' und Schalkheit stand noch viel mehr darin. Zuletzt aber lautete der Text so:

„Nun hab' ich Euch Alles klar und deutlich ausgewiesen, verlang' demnach auf's Mindeste sechs vom Hundert und wollt Ihr damit nicht zuhalten, vermein' ich mich wohl an Euch zu rächen, so daß ich zu meinem Recht gelang' und der Handel Euch noch höher zu stehen kommt!"

Mit dem Schreiben kam der Bote zu Erfurt an, und als die Rathsherrn den Inhalt ersahen, fuhren sie wie die angeschossenen Bären auf und ballten schier Alle die Hände.

Insonderheit aber donnerte der Bürgermeister:

„Ich sag' nur so viel! Das ist keck und unchristendlich

— Das sag' ich — und eh' wir Das leisten und ausantworten, müssen wir die Sach' noch — noch ganz anders überlegen!"

Wer aber nicht viel Geduld hatte, war Herr Asmus von Bottlar.

In vigilia omnium Sanctorum rückte er in's Feld, hob an, zu rauben und zu brennen, verlangte jede Woche mehr Zinsen, zuletzt drohte er gar, die Stadt anzuzünden, und eh' viel Zeit verstrich, war den Erfurtern sechs Tausend Goldgulden Schaden erwachsen. Wer nun nicht mußte, oder überaus verwegen war, der blieb sicher hinter seinen Mauern.

Hunger und Durst scheut aber auch nicht viel.

Zu wissen. Die Erfurter waren in aller Art trefflich und priesen alles Gute. Sonderlich über einen Humpen schäumenden Gerstensafts wußten sie nicht viel Irdisches zu rühmen und wünschten so dem Herrn Asmus von Bottlar alles mögliche Verderben auf's Haupt, daß sie Seinetwegen Durst leiden sollten. Es verlautete auch Kunde von Arnstadt, daß gutes Braunes dort liege — von Asmus verlautete just etwelche Tage nichts, und so dachte ein Jeder, er sei wo anders in Fehde, oder was sonst — also machten sich Etliche wohlgerüstet auf und ritten, um etliche große Wägen herum, zur Stadt Erfurt hinaus. Die gelangten auch an ihr Ziel gen Arnstadt, luden etwelche Stückfäßer auf und suchten sie bei Zeiten gen Erfurt zu bringen.

Mittlerweil' sie nun ihres Weges daherkamen, kam der Müller Krabs weit hinter ihnen und von seitwärts dahergeritten, denn Der mußte gar oft über Land.

Nun sahen Die von Erfurt zwar den Krabs keineswegs, aber dafür bald einen Anderen. Der war Herr Asmus von Bottlar.

Selbiger sprengte mit neun Reisigen über die Felder, überfiel Die von Erfurt benebst ihrem gelobten Naß, entwaffnete sie nach kurzer Gegenwehr und donnerte: „Auf da und lauft nach Erfurt. Daß Ihr mir zur Stell' dreihundert Gulden vom Rath bringt, wo sonst werf' ich ihnen Feuer in die Stadt!"

Heia, wie Die rannten, bis sie Herrn Asmus aus dem Gesicht waren. Und dann auch nicht viel minder, denn sie dachten, er könnte doch nachsprengen und lugen.

Das wußte er wohl. Drum blieb er zurück, ritt guten Muthes in der Näh' hin und wieder und ließ zum Zeitvertreib sein Roß tanzen.

Wie Das so war, kam der Müller Krabs daher, ritt sonder Furcht auf Herrn Asmus zu und sagte lachend vom Roß herab:

„Kribs, krabs, habt Ihr's schon wieder mit der lobesamen Stadt Erfurt, Herr Ritter?"

„Und mit all' Denen so drin sind," sagte Herr Asmus.

Sagte der Krabs: „Dann widerfährt mir nichts, sint ich nit drin bin, sondern drauß. Also nehm' ich Euch beim Wort. Thut mir aber auch sonst nichts. Denn ich bin der Müller Krabs, und hetzt Ihr ihnen den Teufel auf den Rücken, ich setz' ihnen auch manchen Floh hinter's Ohr! Wann Ihr demnach seiner Zeit in die Stadt brennt, verschont mir meine Mühl', die steht am Krempferthor. Thut doch ein Schalk dem andern nichts!"

Sagte Herr Asmus: „Bist wohl ein guter Schalk, Müller Krabs."

Sagte der Krabs: „Selb sagen Ihrer mehr'!" Sah dann auf Rosse und Wagen und sprach weiter: „Viele Schellen hab' ich der Stadt angehängt. Das wär aber mein feinster Streich."

Sagte Herr Asmus: „Was dann?"

Drauf der Müller Krabs und schmunzte: „Wißt Ihr was, Herr Ritter? Da sind mehr Wägen und Fässer. Zapft das schönste Stückfaß an und laßt uns einen Reiterhumpen trinken! Ihr verrathet mich nit, und verlautet sonst Etwas, was thut's? Je mehr sie murren, raunen und plappern, so viel mehr laß ich ihr Maulwerk klappern!"

Sagte Herr Asmus: „Geht's dir, wie da wolle, vom Rath, ich folg' deinem Wort; heiß ist's und der Durst thut weh!"

Drauf währt's nur kurze Frist, so saßen der Ritter, Müller und die Reisigen im Gras, im Schatten desselbigen Fasses, und sonder Weil' ging der Reiterhumpen in der Reih' — der Krabs aber gab Streich um Streich zum Besten, so viel' er seine halbe Lebzeit verübt hatte.

Dazu wieherten Ritter und Knechte.

Wie's so war, kam dem Krabs denn doch ein Bedenken. Schier fand er sein Wagestück zu groß und faßte einen anderen Entschluß. Der war so fast nicht thöricht, und meinte der Krabs nichts Geringeres, als Das: Die Gesellen sämmtlich anzunebeln, bis ihnen der ganze Sinn verschwinde, und kämen dann Die von Erfurt daher, gedacht' er, der Stadt ihre Feinde auszuliefern.

Wo aber Zwo und Mehre, da denkt nicht Einer allein.

Also merkte Herr Asmus das Seinige gar bald und dachte: Wart, du heilloser Gauch, willt du dem Asmus an, mußt fruher aufstah'n!

Dabei that er wohl Bescheid und trank hinwieder dem Müller zu, und wenn der Müller meinte, er könne nimmer,

rief der Asmus: „Krabs, trink Bruder Krabs, die Erfurter zahl'n und ich hab's!"

Also mußte der Müller Krabs immer mehr Reiterhumpen leeren, bis ihm ward, als tanzten Bäume und Wiesen umher. Zuletzt ließ er den Humpen fallen — und noch eh' er selber in's Gras sank, waren seine Augen schon zu.

Da war's just an der Zeit. Denn Herrn Asmus von Bottlar begann's auch schon in seinem löblichen Ritterhaupt zu brausen, und seinen Knechten nicht minder.

Also saßen sie nebeneinander, nickten die Einen schon nach Rechts oder Links, und lehnt' sich etwa Der an Jenen — der Müller Krabs aber war ganz versorgt und schnarchte, daß man's hätt' bis Arnstadt hören können, viel besser noch bis Erfurt.

Ueber Das währt's nicht lange, so dröhnte es von ferne heran, und als Herr Asmus das Haupt lüpfte, sah er Ihrer nicht weniger kommen, denn vierzig an der Zahl. Die waren Reisige von Erfurt und sprengten grimmig daher.

Da erhob sich Herr Asmus ganz rasch, ob auch nicht auf's Sicherste, riß das Schwert heraus und gab jedwedem Knecht einen flachen Streich. Dazu rief er: „Auf da!" Setzte auch sogleich seinen Sturmhut auf und stieg auf sein Roß. Die Knechte fuhren auch nach einander empor, Jeder suchte, sich beritten zu machen, und dann sausten Alle hinter Herrn Bottlar drein. Es fehlte aber so Viel nicht, wär' Mancher herabgefallen.

Wie nun Die von Erfurt solche Flucht des Ritters merkten, setzten ihm Ihrer an ein Zwanzig nach. Sie ließen aber bald wieder ab, denn sie konnten nicht nachkommen. Wandten sich also wieder und sammelten sich Alle bei den Wägen und Fäßern.

Da lag der Müller Krabs gestreckter Länge und es schien zuerst nicht anders, als, er sei Herrn Asmus in die Hände gerathen, und Der hab' ihn erschlagen. Weil er aber nirgends verletzt war, und sie des Trinkgelages Spur an Faß und Humpen erkannten, kamen ihnen andere Gedanken.

Alsbald ging auch der Zugführer auf ihn zu, rüttelte ihn sofort und donnerte ihm in's Ohr: „Müller Krabs, wacht auf!"

Nun meinte der Krabs in seinem Taumel, er sitze noch beim Trinkgelage, und lallte: „Trinkt — trinkt nur, Herr — Asmus — ich kann nicht mehr." Drauf begann er wieder zu schlafen und zu schnarchen.

„So steht's?!" rief der Andere. „He da, setzt ihn auf den Wagen — jetzt hat er sich endlich verrathen."

Also ward der Müller Krabs auf den Wagen gesetzt, im tiefsten Schlaf nach Erfurt gefahren und in's Gefängniß gelegt. Drin schlief er fort und fort — und was Nachts im Freien Lärm und Getümmel war, die Feuerglocke durch die Lüfte heulte und der Himmel glühroth durch's Gitter lugte, davon hört' und sah er nicht das Mindeste.

Nächsten Morgen war er just erwacht und sah voll Schrecken umher, als die eiserne Thür' aufging und ihn zwei Leitknechte vor's Gericht führten. Das Volk aber drängte nach.

Da merkte der Krabs genau, woran er sei und dachte: „Jetzt gilt's — und hab' ich sie je genarrt, so narr' ich sie jetzt, wie noch nie!"

Als er drauf vor dem Richter stand und befragt ward, lachte er und sagte: „Also deßhalb ist's? Wär' wohl recht, wolltet Ihr mir's verdenken, statt mir zu danken! Der Asmus zwang mich, zu trinken. Da trank ich und wollt' ihn niedertrinken, so daß ich ihn der Stadt zu Bängkniß brächte. Da hat

er mich leider besiegt, und statt Seiner bin ich in die Falle gekommen. Aber meine Absicht war die beste, die kann mir kein Biedermann rügen. Und so ich anderer That fähig war, gleich soll ich von Hab' und Gut kommen, und zum Bettler werden, drauf will ich einen Eid ablegen!"

Da erhob sich ein großes Gemurmel und Getobe, so daß der Richter abbieten mußte.

Dann sagte er: „Müller Krabs, wie habt Ihr Euch selbst das Urtel gesprochen! Wißt Ihr's noch — „Krabs, trink, Bruder Krabs, die Erfurter zahl'n und ich hab's?" Schaut Ihr nun? Ja Schelmerei und Trug und Lug war Euch stets zur Hand. Allzumal aber ist Euch mißlungen. Ihr Thor, meint Ihr, es thu' „ein Schalk dem Andern" kein Leid'? Merkt Ihr was? Herr Asmus hat uns Alles verkündet — Euch aber hat er Feuer in die Mühl' geschossen. Zu Grund und Boden ist sie niedergebrannt und all' Euer Hab' und Gut ist dahin!"

Als der Müller Krabs selbige Worte vernahm, wär' er schier zu Boden gesunken und er vermochte nimmer, zu läugnen.

Da war demnach die Zeit gekommen, daß der Krug zerbrach, der so lang' zum Brunnen gegangen war.

Drüber mochte der Krabs die längste Frist im Thurm nachdenken. — — —

Wie viel er's dann später bereute, was Hohn und Spott er den Menschen zu Erfurt angethan — Das fruchtete Alles nichts. Die Mühl' erstand ihm nimmer, von gar Manchem, dem er vor Zeiten insgeheim Schellen angehängt, von Dem mußt' er nun offen eine Gabe erbitten, und wann er als Greis etwa an einem Festtag in der Ecke saß, einen Halbkrug Dünnes

vor sich, da hörte ihn Der und Jener raunen: „Hätt's nit geglaubt. Ist aber doch so. Treibst dein' Bosheit noch so fein — Allzeit wirst du das letzt' Opfer sein."

Mit Dem ist die Sach' und Angelegenheit vom Müller Krabs zu Ende — und jetzt folgt verschiedener, ganz kurzer Bericht aus der alten Reichsstadt Nürnberg.

Da ist wohl Manches absonderlich, aber so geht einmal die Sage.

11.

Kleine Nürnberger Sagen.

1. Der demüthige Judas.

In der St. Sebalduskirche zu Nürnberg, unweit dem St. Petersaltar, ist ein gar schönes Bildwerk, das der berühmte Adam Kraft gemeiselt hat, und sind da das Abendmahl, das Leiden Christi auf dem Oelberg und die Gefangennehmung zu sehen.

Weil nun der treffliche Stifter des Abendmahls, Herr Volkhammer, seine Rathsgenossen mit sich verewigen lassen wollte, gab er ein Gastmahl, und ließ Einen um den Andern vom Adam Kraft zeichnen, auf daß er Jünger daraus mache.

Da fand sich zu Jedem ein sauberer Kopf — sonderlich traf Herrn Nützel großes Glück, denn er hielt für das Haupt des Erlösers her. Es fehlte sich's demnach in Nichts — nur der Erzschelm Judas war nicht zu finden. Indem trat der Rathschreiber, Herr Hans Widmann, ins Zimmer. Da rief Alles: „Da kommt er, der Judas!" Kann sich wohl Jeder denken, wie heftig der Herr Widmann erschrack, so daß er stotterte:

„Wie, was, Judas? So wahr ich leb' und mir Gott helf', ich bin der Stadt treu, keines Verrathes fähig und stets ein

frommer Christ gewesen!" Darüber entstand ein großes Lachen, so daß der Widmann noch mehr außer sich kam, denn er hielt es für Hohn, bis er zuletzt donnerte: „Wo habt Ihr die Beweise? Heraus mit der Sprach', sonst seid Ihr alle gefordert, der Volkhammer und alle Anderen!" Dabei griff er zum Schwert und stampfte und klirrte laut, weil ihn Keiner berichten wollte. Denn Jeder glaubte, daß ihn seine vermeinte Aehnlichkeit nicht mildern werde. Als er endlich doch erfuhr, um was es sich handle, lächelte er und sagte: „Das ist's? Nun, daß ich von den Schönsten nicht bin, hab' ich gewußt, aber für besser, denn ein verflucht schelmisches Judashaupt, hielt ich mich doch! Also, braucht Ihr mich nur zum Abreißen von Außen, so laß' ich mir gefallen und will zu heiligem Werk dienen; das Aeußere steht Eurem Urtheil frei und könnt Alles Böse behaupten. Wolltet Ihr aber was von meiner frumm milden Seele sagen — ich hätt' Euch Allen die Schädel eingeschlagen!"

2. Der silberne Herrgott.

Vor nahe vierhundert Jahren lebten zu Nürnberg zwei Brüder mit Namen Stark, welche sehr wohlhäbig waren.

Um nun ihren Dank zu Gott sichtlich auszulegen, ließen sie ein Crucifix machen und an einen Schwibbogen aufhängen, der zwischen St. Moritzens Kapell und dem Pfarrhof befindlich war.

Als man ihn 1543 abbrach, wurde es hinweggenommen.

Wer aber gen Nürnberg kommt, sieht es dennoch zwischen beiden Thürmen von St. Sebald, und nennt man's da beim silbernen Herrgott, weil die Sage geht, es sei das Kreuz und unser Herr Christus von lauterem Silber. Das wär' so wenig nicht, denn Kreuz und Figura wiegen 1878 Pfund.

Dem sei nun, wie da wolle, als man 1689 zählte, ward das Crucifix auf Befehl des Rathes schwarz angestrichen, angeblich, damit es vor dem wilden, durchziehenden Soldatenvolk verschont bleibe. Da schüttelt nun Mancher noch heut zu Tage den Kopf und denkt sich: Es könnte doch von Silber sein — und wer's glaubt, Dem kann kein Mensch das Gegentheil beweisen. Wer aber freveln wollte, dem möcht's nicht zum Besten ergehen. Denn zu einer Zeit, heißt es, stiegen Ihrer doch Zwei hinauf, um sich zu überzeugen und dann seiner Zeit einen Raub zu vollführen. Da war's, als ob eine unsichtbare Hand die Leitern wegstoße, die vorwitzigen Gesellen stürzten nieder, die Leitern auf sie, und erschlugen sie. Nächsten Tages sah man sie liegen und ist Keiner mehr hinaufgestiegen.

3. Der letzte Probst von St. Sebald.

Zu St. Sebald in Nürnberg hieß der letzte Probst Herr Georg Peßler, der beider Rechte Doktor war. Wie sich dann das Lutherthum zutrug, trat er auf diese Seite, übergab dem Rath seine Probstei und bedang sich nur ein Jährliches aus.

Als er nun drei weitere Jahre verlebt, kam's ihm mit einem Male ganz absonderlich in den Kopf, so daß er überaus kleinmüthig wurde, schier Tag und Nacht phantasirte, es stünde mit Sachen der Kirche nicht zum Besten, er hätte seinen Dienst nicht wohl versehen, es hasse ihn Jeder, und außerdem ständen Schergen hinter ihm, die ihn zum Schuldthurm schleppen wollten. Zuletzt aber kam die Lust über ihn, Märtyrer zu werden und da dachte er rastlos nach, wie er es anstelle. Weil ihn aber Niemand ergriff und vor einen grimmigen Richter führte, dachte er: Jörg Peßler, greif du selbst an! Da stand er in einer Nacht auf, nahm

einen Schweinspieß, den stemmt er an und stieß sich denselben unter die Brust zu tiefst in den Leib und durch und durch. Weil er nun ein überaus schwerer, großfeister Mann war, heißt's: „Es het Ihme selbiger Schweinsspieß so viel allererst nit geschad't." Dann steht's aber wo: „Er het's aber zuletzt doch nit ganz überwunden, vülmer richtig sein' Tod gefunden, thet sich demnach ärgiglich ermorden — ist aber dannoch kein Martyrer nit worden."

4. Die drei Baumeister von St. Lorenz.

Zu St. Lorenz in Nürnberg heißt ein Thurm: der alte. Wie derselbe alte Thurm im Bau begriffen waren, schafften zwei Meister dran, welche vorerst schon einem anderen Meister die Arbeit mit List und Verläumdung abgejagt hatten. Als nun Der beseitigt war, loderte in ihnen Beiden grimmiger Haß und Zorn gegen einander auf und beschloß Jeder, den Anderen zu verderben. Weil sie aber äußerlich freundlich waren, merkte Keiner des Anderen Höllenabsicht. Drüber verlief etliche Zeit, bis sie eines Tages hinaufsteigen mußten, so weit der Thurm gebaut war.

Da nun der Eine an's Fenster trat und hinaussah, packte ihn der Andere und wollte ihn herabschleudern. Der Erste aber, der ein Gleiches vorgehabt hatte, hielt sich fest an ihn und riß ihn mit sich hinaus. Also stürzten sie Beide hinab, und zerschmetterten sich alle Knochen. Dabei stand der Dritte unten, nicht eine Hand breit entfernt, denn er hatte schier hart am Thurme hinaufgeschaut.

Als Das der Rath erfuhr und der Baumeister, welcher am Leben geblieben war, erzählte, wie sie ihm ‚mitgespielt hatten, da er doch stets seine Pflicht, ihnen aber niemals Leid's

gethan, war des Rathes Bescheid: Gott habe gesprochen und seine Unschuld bewiesen. Der weitere Bau gebühre nur ihm, denn gleich wundersam habe Gott die zwo Bösen vernichtet, ihn aber aus Todesgefahr errettet. Also sei ihm aller Verlust zu ersetzen, und es stehe ihm auch frei, in einem Wahrzeichen das Geschehene zu verewigen.

Drauf sagte der Baumeister: „Fällt mir nicht bei, der künftigen Zeit zu verrathen, daß an einem heiligen Bau zwei solche Teufel mitthaten — Das brächte ihm und unserer Zeit viel Schaden. Also sei das ferne von mir! Ganz anders will ich der argen That Spur ganz verwischen!" Das war schön von ihm, aber nicht wohl bedacht, denn ließ er das ganze Fenster zumauern und zuschlichten — ein stärkeres Wahrzeichen konnt' er nit errichten.

5. Der Teufel und der Chorschüler.

Mit dem Teufel ist kein Scherz zu treiben, und wenn sich Einer gar auf ihn beruft, ist er gleich so frei und kommt.

Das war vor Zeiten zu Nürnberg der Fall. Da war just die Predigt zu St. Lorenz aus, und der Pfarrer hatte gegen das Fluchen gesprochen. Drauf spielten zwei Chorschüler, unfern der Kirche, mit Schussern, geriethen in Streit über Weniger oder Mehr, der Eine aber, der die Schusser in der Hand hielt, stritt zumeist und rief: „Hol mich der Teufel, ich hab' Recht!" Er hatte aber den Andern betrogen. Kaum war das Wort aus seinem Munde, kam richtig der Teufel, drehte dem Gesell den Hals um und fuhr durch die Luft mit ihm davon. Nun sieht man den Hut des Schülers noch auf der Stange über dem Dach des Chores, den verkehrten Kopf zu ewigem Angedenken

am Tragstein St. Lorenzens; die Würfel waren früher auch zu sehen, es soll sie aber vor hundert Jahren der Teufel geholt haben. Und vom Mantel des Chorschülers, so hinter dem Altar bewahrt wurde, ist auch nichts mehr zu finden, er soll mit einmal verschwunden sein. Ich wollt', das wär' nicht geschehen, ich hätt' ihn für mein Leben gern gesehen.

6. Die Todtenfrühmesse zu St. Lorenz.

Zu Nürnberg war eine Jungfrau, Namens Gertraud Stromer, Die war einem reichen Patrizier, Namens Imhof, wohl geneigt, so daß ihr ganzes Herz an ihm hing, und hätte er Das gewußt, wär' sie sicher seine Gemahlin geworden, denn er war ihr wohl geneigt. Aber er ließ von jedem Schritte ab, denn die Gertraud hatte eine falsche Freundin, Die benahm ihm alle Hoffnung, und zuletzt kam es so, daß sie den Patrizier für sich gewann, und er sie zum Altar führte. Drüber brach der Gertraud aller Lebensmuth — der Patrizier starb nach kurzer Ehe, so daß die falsche Freundin verwittwet wurde, und so lebte sie dann innerlich recht sorgenvoll dahin. Die Gertraud aber starb bald nach Dem, den sie geliebt hatte und um welchen sie betrogen worden war. Als man nun 1430 zählte, und am Allerseelensonntag war's, machte sich des Patriziers junge Wittwe, Frau Imhof, früh auf und wollte zu St. Lorenz die Frühmesse hören. Da sie in die Kirche kam und etliche Weile in ihrem Kirchstuhl saß, ward ihr angehends ganz sonderlich zu Muth, denn wo sie hinsah, bedünkte ihr, daß sie keine heutigen Gesichter erblicke, und daß alle Gläubige und der Geistliche am Altar schon vor langer Zeit verstorben seien. Wie sie nun darüber in tausend Zweifeln war, gedachte sie sich

anzufragen, trat zitternd aus dem Kirchstuhle, wandte sich an eine Jungfrau, die seitwärts dem Altar zugewendet stand, und klopfte sie leise auf die Schulter. Als sich Diese gegen sie kehrte, erkannte die Imhof ihre Freundin, die Gertraud, so vor drei Wochen gestorben war. Da trat ihr's eiskalt an's Herz. Die Verstorbene aber sagte: „Gevatterin, so man zur Wandlung läutet, hebet Euch ehest aus der Kirche, ansonst ist's auch um Euer Leben gethan. Ihr habt mir wohl das Herz gebrochen, ich aber hab' Euch verziehen!"

Hierauf eilte Frau Imhof allsogleich hinaus. Es bedünkte ihr aber, als eilte ihr eine ganze Menge Menschen nach und als hielten sie Etliche am Mantel fest. Da ließ sie ihn im Stich und floh nach Hause und wurde sterbenskrank, daß sie schon die heilige Wegzehrung bekam. Doch kam sie wieder davon, hatte aber alle Lust zur Welt verloren und ging in St. Clarens Kloster. Da lebte sie noch etliche Jahre in Reu' und Klag' bis Anno Domini 1433 am Allerseelentag.

7. Das Studentengut.

Um 1630 beriefen Die zu Nürnberg einen gelahrten Herrn, Der hieß Dilherr und sollte zu St. Sebald Prediger werden.

Da nahm Derselbe den Ruf an, verkaufte zu Jena, wo er sich bis dahin gehalten hatte, alle seine häusliche Einrichtung, dafür bekam er zwanzig Gulden, dagegen nahm er alle seine Bücher mit, und die wogen nicht weniger als 104 Zentner und es waren vierzehn Fuhren dazu nöthig. Also kostete es dem gelahrten Herrn sehr viel, aber darüber grämte er sich nicht, und hatte er sich's viel tausendmale in seinem Leben vom Munde abgespart, was er an gedruckter Sache erobert hatte,

so dachte er jetzt: Zu Nürnberg ist auch gut fasten, und wenn du wieder auf dem Laufenden bist, mundet dir Essen und Trinken desto besser. Also fürcht' kein Hunger, es gilt der Wissenschaft!

Wie er nun mit selbiger schweren Bibliothek anrückte und an die Festung Forchheim kam, verlangte er freien Paß, weil seine Habe freies Studentengut sei.

Drauf sagte der Festungs-Commandant Graf Pappenheim ganz trutzig: „Wie könnt Ihr Das Studentengut nennen? Seid Ihr doch Keiner und habt schon graue Haare!"

„Das thut nichts," versetzte Herr Dilherr auch trutzig, „unser Einer hört nie auf, und wenn ich schneeweiße Haar' hab' und von dannen muß, so wird's mir doch sein, als wär' ich ein A-B-C-Schütz und möcht' erst von vorne anfangen! Das geht wie bei Euch, Ihr lernt auch nie aus. Aber der Unterschied ist der. Eure Kunst legt es drauf an, die Menschen zu vernichten, die unsere aber, sie zum Frieden zu mahnen und ein gottgefälliges Leben zu führen!"

Sagte der Pappenheim: „Oho, Ihr werst allsogleich mit Felsblöcken drein. Das hat mir doch noch Niemand gesagt, Ihr stolzer Studiosus, Ihr, mit Eurer Bücherarmee!"

Entgegnete Herr Dilherr: „Was stolz? Nicht stolzer auf meine Bücher, als Ihr auf Eure Kriegsleute!"

„Wollt Ihr noch weiter gehen?" donnerte der Pappenheim. „Wärt Ihr zehnmal gelahrter, als Ihr seid, und hättet zehnmal mehr Bücher durchstudirt, so dürftet Ihr mir keinen Hochmuth zeigen, das sagt Euch der Pappenheim!"

„Und hättet Ihr zehnmal mehr Schlachten durchfochten," rief Jener, „und zehnmal mehr Kriegsleute, so dürftet Ihr mir Euren Hochmuth nicht fühlen lassen, das sagt Euch der

Dilherr! Aber wie viel Soldaten Ihr hättet, und wie viele Bücher ich, Euere Macht und mein Wissen sind doch Nichts gegen ein Wort aus der heiligen Schrift, das den Geist aufhellt und sich doch nicht erschöpft, ob da auch statt 104 Zentnern 1004 zusammengeschrieben würden. Also bin ich gewiß demüthig. Fangt nur an, zu studiren, statt drein zu schlagen, dann werdet Ihr's auch!"

Sagte der Pappenheim: „Jetzt versteh' ich Euch', und nehm' meine Anklag' zurück. Ihr studirt, um demüthig zu werden. Wenn Das ist, so laß ich Euch passiren und hättet Ihr noch 1000 Zentner mehr. Ich aber brauch' meine Demuth vor Gott nicht aus so vielen Büchern zu lernen. Also geht Ihr den Friedensweg und ich den anderen! Sind wir etwa in Vielem anderer Meinung, weil wir nur in Einem gleich denken, das ist: Vor ei'm Wörtlein von Gott wird all' Macht und Weisheit zu Spott!"

8. Der Kaiser und der Muffel.

Als man 1283 zählte, hielt sich Kaiser Rudolph von Habsburg zu Nürnberg. Da ward Dieß und Jenes ganz Wichtige verhandelt in Sachen deutscher Lande, und es hatten sich viele Fürsten, Grafen und Herren eingefunden, deßgleichen Kaufherren aller Orte her.

Die Kaufherren legten nun tagtäglich den Kram im Gewölbe aus und was sie tagsüber Geld eingenommen hatten, Das ließen sie nicht bei der Waare, sondern trug Jeder das Seine mit sich in seine Herberg und schloß es da wohl ein.

Es war aber ein Welscher dabei, der hieß Sanzo. Selben bedünkte noch bessere Vorsicht von Nöthen, und wie er eines

Tags zweihundert Mark eingenommen hatte, that er das Geld in einen ledernen Seckel und ersuchte seinen Hauswirth, des Namens Muffel, insgeheim, er möchte es zu sich nehmen und bewahren, bis auf Weiteres.

Das that der Muffel. Als aber der Sanzo über einige Zeit daher kam und sein' Seckel und Geld wieder wollte, weil er ein Geschäft zu machen wußte, dazu er der Summe bedurfte, sagte der Muffel, er wisse von Nichts, habe keineswegs Etwas in Empfang genommen — und weil der Sanzo keinen Zeugen hatte, dachte Der all' seine Baarschaft verloren und schämte sich so sehr, daß er Niemand von seinem Unglück sagen wollte; er hatte sich nämlich keinen Schein geben lassen.

Wie er nun ganz traurig hin und her ging in der Stadt Nürnberg, kam er einmal dem Vestnerberge nahe. Da dachte er: Hilft's nichts, so schad's nichts, bei Gottes Rathschluß fügen sich die Dinge oft gar wundersam. Nun wagst Du einen Schritt. Wüßte kein Mensch weitaus guten Rath, weiß etwan der Kaiser einen. Denn seine Weisheit ist in aller Welt gerühmt, und was sich kein Anderer getraut, so daß er einer Sach' auf die Spur komme, er darf es wagen.

Er schritt demnach weiter und weiter hinauf bis zur Veste, und ließ den Kaiser unterthänig um Gehör bitten, er durfte auch nicht lange warten, in Kurzem war er bei ihm und da brachte er dann seine Sache vor.

Der Kaiser hörte ganz aufmerksam zu, that auch mehrere Fragen, und als er von Allem Bericht hatte, sprach er: „Ich glaub' wohl, daß der Muffel das Geld hat. Aber nun ist er ein angesehener Mann und Bürger — Zeuge ist Keiner da — demnach ist da schwer rathen. Laß mich eine Weile zusehen und erwägen,

dann mag's treffen, daß wir doch Zeugschaft gewinnen, und so mich recht bedünkt, könnten wir dennoch an's Ziel gelangen."

Auf dieß entließ er den Sanzo.

Es hatten aber die Nürnberger in dieser Zeit ein Anliegen, dazu bedurften sie des Kaisers Meinung und guten Willen, und von dem Allen hatte der Kaiser schon zum Voraus Bericht. Als er nun daran war, sich die Sache vortragen zu lassen, wußte er's so zu richten, daß ihm Die und Jene und unter ihnen des Sanzo Hauswirth, zugeschickt wurden. Dem Sanzo aber ließ er entbieten, er solle sich in der Nähe halten, damit er sogleich bei der Hand sei, wann's gelte.

Bald darauf traten die Gesandten der Stadt vor ihn. Er empfing sie gnädig und freundlich, sprach von Allerlei, die Stadt und sie selbst betreffend, und sonderlich schien er am Muffel Gefallen zu finden, also daß Selbiger innerlich ganz froh und stolz wurde. Uebereins kam Rudolph auf der Bürger Reichthum zu sprechen, auch auf ihre Pracht in Gewändern und was sonst, und sagte: Wo er hinschaue, seh' er Schöneres, als er habe. Sie sollten nur seinen schlichten Hut schauen. Da gefalle ihm des Muffel Hut weit besser, und wenn Der tauschen wolle, sei er allsogleich bereit!

Als der Muffel die Worte vernahm, war er voll Freuden und auch seinerseits bereit, überreichte demnach seinen Hut, nahm des Kaisers Hut dagegen und sagte! „Da hab' ich einen großen Schatz erobert, und wie Treu' und Redlichkeit, so soll sich des Kaisers Hut auf Kind' und Kindeskinder vererben!"

Darauf lächelte der Kaiser und sagte: „Einem Ehrenmann gebührt seines Herren Gunst." Dazu setzte er des Muffels Hut auf, ließ sich der Stadt Angelegenheit auf's Nähere in Fürtrag bringen, sagte, er wolle sich dieselbe eine Weile über=

legen, hieß die Gesandten allsolange verziehen, bis er wieder käme, und dann verließ er das Gemach.

Mittlerweil' nun der Muffel voll eitler Gesprächigkeit war, weil der Kaiser seinen Hut auf dem Haupte trug, ihn selbst für einen rechten Ehrenmann erklärt hatte und wohl noch ganz großer Gnaden werth halten möchte, hatte der Kaiser Rudolph draußen den Muffelhut vom Haupte genommen, trat zu einem anderen Bürger von Nürnberg und sprach: „Es handelt sich da um Geld. Eile, so viel du kannst und füg' dich zu des Muffel's Behausung. Da sprich zu seiner Hausfrau: Es sei ein gutes Geschäft im Werk und dazu bedürfe der Muffel einer Summe; also soll sie ihm den bewußten ledernen Seckel mit den zwohundert Mark schicken. Weil der Muffel aber nit abkommen kann, schick' er ihr seinen Hut, der mög' ihr ein sicheres Zeichen sein."

Auf Dieß eilte der Bürger von dannen, der Kaiser aber ließ dem Sanzo, der in der Nähe war entbieten, er solle sich im Vorgemach einfinden und auf ein gewisses Zeichen eintreten.

Ueber ein Kurzes kehrte der Bürger zurück, hatte seinen Auftrag erfüllt, der Kaiser nahm den ledernen Seckel unter den linken Arm, deckte ihn mit seinem Mantel zu und kehrte zu den Abgesandten zurück; auch hatte er des Muffel's Hut wieder auf seinem Haupte. Drauf ertheilte er zuerst einen Spruch, wie er der Stadt Nürnberg nur lieb sein konnte. Die Gesandten waren drob ganz erfreut, dankten ihm auf's Beste, und alsbald wurden sie in Gnaden entlassen. Dem Muffel aber winkte der Kaiser, da zu bleiben, als ob er großen Gefallen an ihm habe und sich über Das und Jenes besprechen wolle.

Drüber schwoll selbigem Muffel der Kamm gewaltig, und weil ihm der Kaiser die Worte auf die Zunge legte, war er

so fast blöd nicht und sprach viel von Tugend und Ehrlichkeit, insonderheit aber davon, daß all' Beide gar selten belohnt würden, weil sie nicht an's Tageslicht und zu hoher Herren Wissenschaft kämen.

Als er in dieser Weise sprach, sagte der Kaiser: „Darin spreche er billig und wahr — nur sei einem Fürsten kein Vorwurf zu machen. Wär' Einer allwissend, möcht' er wohl viel Gutes zu belohnen haben. Aber es gehe da mit dem Guten, wie mit dem Bösen. Dessen geb' es auch viel in der Welt und bleibe unbestraft!" Dazu lachte er.

Darauf lachte der Muffel auch und meinte: „Dem sei leider so, dafür hab' aber ein Guter sein gutes Gewissen und ein Uebelthäter sein schlimmes — also, was ein Kaiser nicht belohnen und bestrafen könne im Aeußeren, selb' lohn' und strafe Gott im Inneren des Herzens. Es sei aber, wie Dem wolle, in meister Zeit komm' doch Alles zu Tag', denn es sei nichts so fein gesponnen, es komm' doch an die Sonnen!"

Sagte der Kaiser: „Das glaub' ich auch! Muffel, was und wie viel du da gesagt hast, Das gefiel mir fast wohl und ich erseh' daraus, daß du ein Freund des Rechtes bist. Nun mag ich getrost zusehen und Der, welcher dir in etwas anwill, wird mit Schmach abziehen." Sogleich darauf gab er das bewußte Zeichen.

Auf Dieß währte es nicht lange, so trat der Sanzo herein und trug seine Klage vor. Die hörte der Kaiser an und sagte schier zürnend: „Da habe ich nun deine Klage vernommen. Aber wo ist der Beweis? Weh dir, wenn du ihn nicht liefern kannst, da du einen Ehrenmann angreifst!"

Wie der Muffel die Worte hörte, ward ihm ganz sicher zu Muth, er richtete sich ganz stolz auf und sagte: „Da habt Ihr das richtige Wort gesprochen, allergnädigster Herr und

Kaiser. Sanzo, was du da sagst und klagst, ist nicht wahr und dich treibt nichts, denn Bosheit oder Wahnsinn. Wo hast du denn einen Schein oder Zeugen, daß du mir solche Schmach aufbürden kannst?"

„Allbeides hab' ich nicht," war des Sanzo Antwort; „aber wenn man in dein Haus dringt, wird sich der Seckel mit dem Gelde finden."

Sagte Kaiser Rudolph: „Nun seh' ich wohl, daß du alles Rechtes unkundig, wenn nicht von Wahnsinn besessen bist; eines unbescholtenen Mannes Haus ist seine Burg, und Niemand hat ein Recht einzudringen. Zudem, dürfte es sein, wie nicht, und es fände sich ein Seckel mit dem Geld, wie beweisest du, daß Beides dein Eigen sei? Siehst du, kecker Thor, was du unternommen hast? Ich glaub' aber gar nicht, daß sich der Seckel mit dem Geld in des Muffels Besitz findet, wie du sagst."

„Das kann ich beschwören, wenn Ihr es wollt und befehlt," sagte der Sanzo.

„So, Das kannst du!" sagte der Kaiser. „Vergiß nicht des Muffels List, wenn er so schlimm wäre, wie du ihn brandmarken willst! Wär' es so, hätte er sicher Vorsorge getroffen, das Geld ausgeleert und zu seinem anderen gelegt. Wo wär' dann der Seckel voll Geld, und wie wolltest du dein Geld ausscheiden und beweisen? Ich hab' dich jetzt gewarnt und ich lege die Sache in deine Hand. Schwör', wenn du es wagst, daß dein Seckel mit den 200 Mark sich sicher finde — und wenn du dieß nicht wagst, so gibt mir der Muffel seine Hand, daß er von einem solchen Seckel nichts wisse. Dann ist er von all' Weiterem ledig. Du aber entgehst deiner Strafe nicht, weil du dich an Leuten vergreifen willst, die mir theuer und werth sind!"

Sagte der Sanzo: „Ich seh' wohl ein, daß der Muffel die List gebraucht und den Seckel ausgeleert haben wird, so daß sich, wenn man in's Haus käme, nichts fände. Also wag' ich sicher den Schwur nicht und wenn Ihr mich deßhalb straft, wird Euch Gott wieder strafen, ehe Ihr's Euch erwartet."

„Seht doch, wie keck!" sagte der Kaiser. He da mein treuer Muffel, ich geb' dir mein Wort, daß Niemand in dein Haus dringen wird. Gieb mir dafür die Hand drauf, daß du von keinem Seckel mit 200 Mark in deinem Besitz weißt, dann sollst du meine Gerechtigkeit erkennen!"

Da gab der Muffel dem Kaiser die Hand und sagte: „Wie Ihr sagt, ich weiß von keinem Seckel und von keinen 200 Mark Geldes.'"

„So!" sagte Kaiser Rudolph, nahm den Seckel unterm Mantel hervor und hielt ihn dem Muffel vor die Augen.

Da ward der Muffel todtenblaß vor Schrecken.

Der Kaiser aber sagte: „Da hat Gott gerichtet, du heilloser Schelm du, und wo kein Zeuge zu finden war, hast du selber vier Zeugen gegen dich gestellt. Die sind dein Hut, den ich in's Haus schickte, dein Weib, das den Seckel aushändigte, deine Wortbrüchigkeit, die ich in Händen halte, was du verläugnet hast, und der Schrecken, der über dich gekommen. Hier hast du deinen Seckel und dein Geld, Sanzo! du aber, Muffel, erlegst ihm 400 Mark von dem deinen und statt, daß ich dich erhebe, seist du erniedrigt. Her da mit meinem Hut, da hast du den deinen wieder — und also fort mit dir in den Bestenthurm zwo Monde! Da denk nach, was du selber gesagt hast: „Es ist nichts so fein gesponnen — es kommt an die Sonnen!"

9. Hand und Kreuz.

Um 1364 gab's zu Nürnberg keinen frommeren Mann, als den alten, reichen Patricius Herrn Berthold Tucher. Selbiger war in so weit stets guten Muthes gewesen. Eines Tages aber war er schon recht traurig, da ging er nehmlich seinem Ehgespons, der Elisabeth von Maienthal, mit der Leiche. Die, seine Gemahlin, hatte er gar sehr geliebt. Also einmal Das, und dann noch Etwas — nehmlich sie hatte ihm keine männlichen Nachkommen hinterlassen. Starb er also auch, so starb sein ganzer Stamm mit ihm aus. Da wußte er nicht, was er thun sollte, sollte er in's Kloster gehen, oder noch einmal heirathen. Ueber der Wahl stand er in stets ärgeren Zweifeln, über ein Jahr lang, und zu was er sich an einem Tag entschlossen, das verwarf er stets am andern wieder.

Darüber fiel ihm plötzlich ein, die ganze Sache Gottes Lenkung zu überlassen. Ging demnach her, trat früh Morgens in seine Hauskapelle, betete inbrünstig und stellte sich in höhere Hand. Seine Absicht aber war die, einen Heller in die Luft zu werfen. Fiele dann der Heller auf das Kreuzzeichen, so gälte die Hand auf der oberen Seite, und da wolle er wieder in die Ehe treten wäre — aber das Kreuz oben und die Hand unten, so wollte er den Ordensstand wählen. Da er nun dreimal warf, fiel der Heller dreimal so, daß die Hand oben war. Drauf war er ganz guten Muth's, setzte sich fröhlich zum Morgenimbiß, als es Abend war, hatte er schon um Berthold Pfinzing's Tochter, die schöne Anna, geworben, es ward Alles noch selbige Stunde verordnet und gerichtet, und in vier Wochen drauf war schon die Hochzeit. Da war er

ganz fröhlich, bis ihm mit einemmal Etwas auf das Herz fiel, schwer wie eine Zentnerlast. Das war aber nichts Anderes als Dieß: Das Heirathen hatte er wohl auf das Hellerzeichen bestellt, aber ob er Söhne bekomme, darüber hatte er kein Zeichen verlangt, und jetzt konnte er nimmer in seine Hauskapelle und wieder einen Heller in die Luft werfen. Da dachte er: Ei was sollst du dich grämen! Hat dich Gott bis daher geführt, du Graukopf, so wird er dir deinen wahren Wunsch wohl auch erfüllen — was Hellertand — heiliger Gott, ich leg's in deine eigene Hand!

Drauf ward er ganz ruhig, wartete seines Ehestandes aus, und da erzeigte sich Gottes Wohlgefallen für sein Vertrauen und seine Ergebung auf das Beste. Denn wie alt er war, er gewann doch noch vier Rangen und vier Dirnen. Die wuchsen fürtrefflich empor zum Ruhm seines Geschlechtes — Alle vier Töchter wurden wunderschön — weis' und tapfer Alle seine vier Söhn'.

12.

Der Stock im Eisen.

Jetzt kömmt wieder Etwas von anderswoher, und Das erzähl' ich Euch gar in Reimen.

Wenn aber Einer meint, ich wüßte nicht, daß es sich in Wien bei dem Stock oder Baum, davon die Rede ist, in allererster Zeit um ein Schlößlein handelte, das an ihm hing und gar schwer oder gar nicht aufging, worauf dann Jeder, dem der Versuch des Oeffnens mißlang, als Zeichen seiner Niederlage einen Nagel hinterlassen mußte, so irrt er sich bedeutend.

Ich weiß Das schon.

Aber die Anderen wissen nicht, daß seiner Zeit das Schlößlein wegkam, und da hat sich deßhalb noch Mancherlei zu Tag gestellt. Denn es ward dann zur Ehrensache, sich am bewußten zu verewigen, wohl, weil es nun so schwer war, eben des mangelnden Raumes wegen. So kamen alt' und neue Nägel durcheinander.

So ist's, und da könnt' ich von diversen, selbst großen Herren berichten, will aber jetzt nicht, sondern verbleib' bei Einem aus dem Volk.

Jetzt habt nur kein Bangen, die Sach' geht ganz gut aus.

Item:

Was doch ein gut Gewissen ist,
Und wie in aller Zeiten Jahren
Sich selber strafte böse List —
Das will ich Euch nun offenbaren!
Zu Wien, der lieben, schönen Stadt,
Wo es fürwahr an allen Orten,
Wie Jeder weiß, nicht Mangel hat
An Leuten, Häusern, Kirchen, Pforten,
So daß, wollt' Einer rastlos wandern
Von einem Ende bis zum andern,
Wohl seines Leibes fromme Bürde
Auf müden Beinen lasten würde —
Da findet man bei all der Pracht,
Die man da sieht bei Tag und Nacht,
Auch einen Baum, recht einen alten;
Der steht so da, wie and're auch,
In Sonnenschein und schlechtem Wetter —
Nur hat er keine Zweige; Blätter
Vermag er nicht im Maienhauch,
Und Blüh' noch wen'ger zu entfalten. —
Doch was der Baum in alten Tagen
Ohn' Widerrede mußt' ertragen —
Das läßt sich beinah' gar nicht sagen!

So oft auf seiner Wanderschaft
Der oder Jener kam gezogen,
So schlug er, in Herkommens Kraft —
Es ist wahrhaftig nicht gelogen —
In jenen Baum mit aller Macht
Wo möglich einen tücht'gen Nagel.
Der Baum mocht' wohl die kält'ste Nacht,
Schnee, Dürre, Blick und starken Hagel —
Und Das ist wahrlich auch nichts Gutes —
Viel lieber tragen guten Muthes,
Als daß er sich auf off'nen Gassen
So Etwas sollt' gefallen lassen!

Doch wie's ihm auch zu Herzen geht,
Es half da keine Widerred'.
Ja freilich hat er's oft beschlossen:
Ich lauf' wohl einmal noch davon!
Doch konnt' er seine Lust nie büßen,
Denn immer — fehlt's ihm in den Füßen.
So mußt' er es geduldig schon
Ertragen, wenn auch recht verdrossen,
Des vielen Eisens Dräng' und Drücken,
Als sollte ihn an Brust und Rücken,
Ein siebenfacher Panzer schmücken!

Da kam einmal ein Junggesell'
Mit leichtem Muth zum Donaustrande —
Solch einen find't man nicht so schnell —
Und Dem gefiel's in diesem Lande.
Und da er erst die Mädchen sah,
Mit ihren schalkhaft milden Augen
Und ihrem rothen Mund — ja da,
Da thät's ihm noch viel besser taugen.
Es ward ihm überwohl zu Sinne,
Denn seine Lust war Wein und Minne,
Und schwor, wenn Gott ihn leben ließe,
So wollt' er, wie im Paradiese,
Sein Dasein fristen hie zu Wien;
Die Allerschönsten sollten ihn,
Und kost' es ihm auch Muth und Streben
Und auch gar manches Schmeichelwort,
Und ob sie hinter Schloß und Gitter,
Und ob der Vater Knecht, ob Ritter —
Die müßten eben ihn sofort
Zu ihrer ganzen Gnade heben.
Nun seht Ihr schon den bösen Jungen,
Und hätt' ihn nicht der Baum bezwungen,
Je nun — so wär's ihm wohl gelungen!

Nun hört! Wie er so dacht' und sann,
So kam ihm auch der Baum zu Sinne.
Er dachte reiflich d'rauf und d'ran,
Damit sein Ruhm recht bald beginne,
Wie er zu einem Nagel käm'
So groß und stark, daß man ihn sähe,
Und Jeder ihn zu Augen nähm',
Wie in der Fern', so in der Nähe!
Und wie er denn so hin spazirte,
Regt' ihm der Satan die Begierde,
Daß er beim nächsten Nagelschmiede
Sich einen Nagel — mala fide —
Für einen Burschen, lobesam,
War's eine Schand' — vom Fenster nahm;
Als ob, wär' auch der Werth geringer,
Nicht flucheswürdig sei der Trieb,
Und Gott, der viele Tausend Jahre
Doch Kenntniß hat von jedem Haare,
Sich in sein Strafbuch gar nichts schrieb'
Von seinem bösen Diebesfinger!
Kurzum, er ist da ohne Bangen,
Im Sack den Nagel, hingegangen —
Der böse Geist hielt ihn gefangen.

Und wie er bei dem Baum nunmehr,
War Beiderseits kein kleiner Jammer.
Der Baum, der dacht': „Wer ist denn Der
Mit großem Nagel und mit Hammer?"
Der Bursche wieder sah mit Schreck',
Er mögte sich vergeblich plagen,
Denn übrig war auch nicht ein Fleck',
Den kleinsten Nagel einzuschlagen.
So schmäht er gleich voll Zorn's und Fluchens
Von wegen des fruchtlosen Suchens,
Den Baum, zu dessen großem Makel —
Und war doch wie ein Tabernackel

So rein und fromm zu aller Zeit
Der Baum bei all dem Herzeleid.
Da raunt' auf's Neu' der Satan wieder
Auf dieß leichtsinnig schwache Haus.
Und sprach der Bursch': „Was soll's mich scheeren,
Gar Niemand sieht's, wer will es wehren?
Ich zieh' 'nen alten Nagel 'raus,
Schlag' meinen an die Stelle nieder;
Der Bursche, der in alten Tagen
Auch einen Stift hineingeschlagen —
Ei, Der ist todt, kann nichts mehr sagen!"

Und d'rauf besann er sich nicht viel,
Und mitten in des Baumes Spalten
Erkor er sich sein arges Ziel.
Er packte gleich aus Leibsgewalten
Den nächsten Nagel bei dem Schopf
Und riß und zwickt' ihn hart am Kragen.
Der aber dacht' in seinem Kopf:
„Ich trag' nicht gerne solche Plagen —
Reiß' du nur zu mit keckem Muthe --!"
Und da der Bursche gar nicht ruhte,
So wehrte sich der Nagel bieder,
Und fiel der Bursche hin und wieder
Zu Boden, daß ihm oft mit Macht
Ein jedes Bein im Leibe kracht!
Doch fing der Bursch' von Neuem immer
Zu ziehen und zu reißen an,
Und ward mit Hilf' der bösen Geister
Zuletzt dem Nagel dennoch Meister.
Und als er nun die That gethan,
Da zögert er auch fürder nimmer,
Nahm seinen neuen Stift beim Leibe,
Daß er ihn in die Spalte treibe,
Allwo er zum Gedächtniß bleibe.

Doch — wie er an den Baum ihn setzt',
Da ward — noch vor dem Hammerschlage —
Sein Herz gar inniglich geletzt;
Und daß ich es in Kurzem sage,
Er sah nächst eine Jungfrau geh'n.
So weht ein Rosenbusch im Weste.
O, sie war trefflich anzuseh'n —
Zudem, das war das Allerbeste,
Sie zählte kaum erst achtzehn Lenze,
Und zwischen Huld und Ernst die Grenze
Sah man auf ihrem Antlitz offen.
Ich wollt', ich hätte sie getroffen!
So aber sah der Bursche sie,
Und so was Holdes dacht' er, nie,
Und schon gar nie geseh'n zu haben!
Drum, als sie nun vorüber ging
Mit sittsam tiefgesenkten Blicken,
So dacht' er: Mußt dich rasch beschicken
Mit all' dem anderen Frevelding,
Ihr Anblick soll dein Herz erlaben!
Das wär' ein Kind, Das hat Geberden,
Jetzt hab' ich keine Ruh' auf Erden —
So wahr ich leb', mein muß sie werden!

D'rauf schlug er, ganz in Eile nur,
Den großen Nagel in die Spalte,
Sein Auge doch verfolgt die Spur,
Auf der das holde Mägdlein wallte.
Er klopft und hämmert hinter sich —
Wohl traf er manchmal seine Finger —
Der Nagel aber wich und wich,
Doch ward die Sorgfalt stets geringer,
Und raunt' der Bursch': „Was da mich kümmern?
Ob krumm, gerad', das laß ich Dümmern!
Nichts kann der Sehnsucht sich vergleichen,
So mich erfüllt! Was gilt dieß Zeichen,

Was gilt mir ein geprellter Schmied,
Wenn dort ein solches Mägdlein zieht?!
Du," ruft er, „sollst mir nicht entkommen,
Du rosig' Kind, schön wie der Tag!
Bist du die schönste Maid im Lande,
Bin ich der schönste Bursch' am Strande,
Und hab' schon manche Liebesklag'
Für mich aus holdem Mund vernommen!
Siehst du, so will mein Herz dir schlagen
Zu Liebesseligkeit und Klagen,
Zu süßem Wort und süßen Plagen!"

Er ruft es aus und schlägt dazu
Den Aermel durch mit Stift und Hammer,
Will dann — nichts ahnend — fort im Nu —
Da kann er nicht. Gleich einer Klammer
Hält's ihn am Arm; er möcht wohl fort,
Das aber will ihn gar nicht lassen,
Je mehr er möchte von dem Ort,
Um desto fester will's ihn fassen!
Dem Burschen schwinden alle Sinnen,
Er weiß nicht, was er soll beginnen,
Und was er sonst wohl sehr nachlässig,
Das that er jetzt ganz übermäßig —
Er betete und flehte viel
Um Hilf' aus diesem Widerspiel.
Denn wär' es, dacht' er, nicht der Teufel,
Der so ihn bei dem Aermel nahm,
So rieth er doch auf keinen Andern,
Als auf den Burschen, der beim Wandern
Wie er, dereinst zum Baume kam
Und nun als Geist ihn ohne Zweifel,
Weil er sein Zeichen ihm berührte,
Am Aermel riß und zög' und schnürte,
Am Ende gar zur Hölle führte!

So stand er ganz verwirrt und fleht'
Voll Gram und Angst in seiner Seele,
Verzweifelnd, daß auch sein Gebet
Ersehnte Rettung noch verfehle —
Dabei er stets zur Jungfrau sah.
Doch Die, vernehmend Fleh'n und Bitten,
Die wandt' sich langsam und stand da
In hoher Schönheit, Zucht und Sitten.
Und sprach: „Du Bursch' aus fernen Landen,
Du bist gefangen, bist in Banden?
Hast etwan eine Schuld zu tragen,
Daß dir in noch so jungen Tagen
Der Himmel schon mit aller Kraft
So schreckliche Beschwerden schafft?
Gesteh', du Bursch', und glaub', die Reue,
Die hat viel Wunder schon gethan!
Aus deinen bösen Geisterketten
Will ich dich selbst und gern erretten —
Doch klage du vor Gott dich an!
Geh', thu' das ohne Furcht und Scheue
Und sag', wie du zu dieser Stunde
Recht mit dem Bösen warst im Bunde —
Dann fließt Vergebung Gott vom Munde!"

Da war's dem Burschen, als ob gar
Ein wahrer Engel zu ihm spräche,
Und weil er gut im Herzen war
Und sonst nur fähig einer Schwäche,
So hob er an, bekannte frei:
Wie er zum Nagelschmied gekommen;
Den alten Stift in Frevelei
Von seinem rechten Ort genommen;
Wie er, als sie einhergegangen,
Erfüllt von sündlichem Verlangen,
Ihr' zu begehren, sich vermessen;
Und auch Dieß hat er nicht vergessen,

Laut zu bekennen, frank und frei,
Daß er der Herberg' schuldig sei
Fünf Groschen. Doch sie zu erlegen,
Sei er bereit. Auch säum' er nit,
Den alten Nagel einzuschlagen,
Den neu'n zum Schmied zurück zu tragen
Und fürder nie mit keckem Schritt
Jungfrau'n zu folgen allerwegen!
Und da er Dieß beschwören wollte,
Auf daß ihm Gott nicht länger grollte,
Und sich recht rasch erheben wollte —

War's just, als ob die Höllenbrut
Urplötzlich wich und ihn verließe,
Doch ihm am linken Arm vor Wuth
Den Aermel auseinander risse.
Da war er froh, daß er gar laut
Ein „Gott sei Dank" zum Himmel schickte.
Wohl als er dann zum Baume schaut',
Auf den zerriss'nen Aermel blickte,
Da lächelt er, war Alles klarer —
Doch um nichts minder wunderbarer
War heilig ernst sein Herz durchdrungen
Von ihr, die ihm den Sinn bezwungen,
Des reinen Herzens Spur gezeigt,
Daß Gott ihm wieder wär' geneigt.
„Wer bist du, holde Maid?" so fragte
Der Bursche, „sag' es mir geschwind;
Ich geb' dir alle meine Habe;
Geh' ja nicht arm am Wanderstabe,
Bin wack'rer, frommer Eltern Kind,
Bin frei, blieb stets, wo mir behagte —
D'rum sprich, dann geh' ich hin zum Alten,
Und will dein Herz nur für mich walten
So mag er mich — als Sohn behalten!"

Da glühten überhold und sanft
Der frommen Jungfrau lichte Wangen.
Und wie an eines Steges Ranft
Die Sinne faßt ein wirres Bangen,
So faßt' es auch die schöne Maid,
Da sie vernahm so süße Worte,
Die sie nunmehr in Ehrbarkeit
Hinführten zu des Glückes Pforte.
Dann lispelt sie: „Weil du in Sitte
An mich gethan hast diese Bitte,
So will ich dir auch nichts verhehlen —
Es mag nun treffen oder fehlen,
Gott füg' es, ob ich werde dein —!
Ich bin — des Schmiedes Töchterlein.
Du hast mich früher nicht getroffen,
Ich aber kenn' dich länger schon.
Ja, gaffst du nun, du böses Leben,
Daß Alles sich vor mir begeben,
Der Frevel, wie des Schicksals Hohn?
Daß ich vergebe, magst du hoffen.
Doch willst du, was ich selbst gesehen,
Daß du dem Vater — so im Gehen —
Den Nagel stahlst — auch ihm gestehen?"

„Ei," rief der Bursch', „wenn Dem so ist,
So bin ich freilich schlecht empfohlen — —
Doch weil du selber Zeuge bist,
So sag's ihm denn, daß ich gestohlen!
Ich will ihm seinen Nagel gern
Mit gar viel hundert Thalern zahlen;
Geh' nur voraus — ich folg' von fern,
Du klagst ihm meiner Reue Qualen —
Ich will auf ganze Bess'rung schwören,
Und Vater Schmied wird mich erhören!
Ich bin ja selbst ein Schmiedgeselle,
Und's Meisterstück mach' ich zur Stelle:

Bist du nun mein?" Sie aber sprach:
„Wir wollen seh'n!" Sie floh — er nach,
Und daß es ihm nicht schlimm ergangen,
Das findet Jeder wohl heraus.
Der Baum doch, der so schlecht behandelt,
In Freud' all' seine Schmerzen wandelt
Und dacht': „Es war ein harter Strauß.
Doch trag' ich gern' so großes Bangen,
Dürft' ich sie nur zum Tanze führen!
Ei, ei — was schwätz' ich Ungebühren —
Ich, tanzen — und kann mich nicht rühren!"

13.

Trau' schau' wem?

Voreinst, um's Jahr 1202, kämpften im heilig römischen Reich zwei Kaiser gegeneinander — der Philippus und der Otto.

Da hielten die Erfurter zum Philippus, der Landgraf Hermann aber hielt zum Otto und pflegte zu sagen: Kron' und Purpur könnte Jeder auf und um thun, der Rock aber mache nicht den Mann. — Dafür blieben die Erfurter vom Philippus verschont, dem kecken Landgrafen aber verwüstete er weit um und entlang das Land.

Da schwoll dem Landgrafen die Brust von Groll und Rache, und weil ihm zu Zeiten ein Scharmutz gelang, hatte er den Muth, zu sagen: „Er wolle noch eine Schlacht liefern, darin er alle Feinde erschlüge und den Philippus selbst gefangen nehme.

War auch eines Tages so keck und schrieb ihm: „So viel Städt' und Dörfer Ihr mir verbrunnen — so viel in Bängkniß sollt Ihr sitzen Jahr' und Sunnen!"

Für solchen Hochmuth antwortete Philippus keineswegs mit der Feder, sondern mit dem Schwerte und hauste nur um

so viel mehr, als früher; und statt daß der Landgraf sein Wort löste, traf just das Gegentheil zu, denn für jedweden hitzigen Schlag, den er dahin that, bekam er ein Dutzend grimmiger Streiche zurück. Also schmolz ihm Schaar um Schaar zusammen. Zuletzt rief er den König von Böheim um Hülfe an, und Der schenkte seiner Bitte Gehör.

Wie sich's nun der Kaiser zum Mindesten nicht versah und just wenig Volks um sich hatte, rückten übereins vierzehntausend Böhmische heran. Also ward dem Landgrafen ganz wohl zu Muth.

Dem Kaiser Philippus aber gefiel die Angelegenheit nicht so fast, und er dachte: Viel' Hunde sind des Hasen Tod, und ich könnt' mich im Freien böser Dinge versehen. Er beschloß hierauf, sich in die Stadt Erfurt zu ziehen, da ritt er beim Johannisthor ein und sagte lächelnd: „Bedächtig ist der Kaiser kommen, hui kommt ein Landgräflein nachgeschwommen!"

Drauf sagte Herr Egbrecht von Tannenrode, der ihm zur Seite ritt: „Da mögt Ihr wohl wahr sprechen, Herr Kaiser; wann uns aber selbiger Fisch nur nit frißt, er hat vierzehntausend Zähne und einen Rachen, daß er ganz Erfurt verschlucken mag!"

„Den soll er nur haben," entgegnete Philippus; „fressen könnt' er uns wohl, der Herr, aber seiner Zähne darf er nit schonen. Und hätt' er mich auch vierzehntausendmal im Sack, ich riß ihm all so oft ein Loch hinein!"

Wie gesagt, so geschehen. Ueber ein Kurzes traf der Landgraf vor der Stadt Erfurt ein, sandte einen Kriegsherold ab und einen Trompeter, Der blies gewaltig vor allen Thoren, und Jener forderte die Stadt auf, sich zu ergeben. Als sich die Erfurter nicht ergaben, schlug der Landgraf weiter weg ein festes

Lager und stürmte die Stadt über jeden Tag. Nächst wurde nun nicht wenig geklettert, geklommen und gerungen, hinauf- und herabgeschossen, was nur Arges zur Hand war, und der Todten gab's bei jedem Anlauf grad genug. Wer aber mit Heil seines Leibs davon kam, das nächstemal mußte er's um so theurer zahlen, wenn's ihm nicht gar das Leben kostete. Zuletzt dachte sich der Landgraf, zwingt das Schwert nicht, zwingt Euch der Hunger — und sah' wohl zu, daß nichts mehr in die Stadt Erfurt gelange.

Kam's demnach in kürzester Zeit dahin, daß zu Erfurt ein Ei drei Turnosen kostete, die Spatzen auf den Dächern wurden grimmig herabgeschossen, als wären sie Schnepfen und Fasanen, wer einen alten Kater erlegte, ward für einen überglücklichen Mann gepriesen, und so Einer das kleinste Stücklein verschimmelten Brodes fand, mußte er schier eine Stunde lang darum raufen.

Wie nun selbige Angelegenheit so grunderbärmlich stand, konnt' es der Kaiser nicht mehr mit ansehen, daß die Erfurter für ihre Treue Hungers stürben, und dachte: Will er mir so grausam listig an in der Stadt herin, so will ich's ihm mit Hohn und List in seinem eigenen Lager bezahlen!

Besah sich darauf alle geheimen Ausgänge der Stadt, dann schrieb er an den Landgrafen, wie folgt:

„Ihr habt's auf mich allein abgesehen. So sollen's die Anderen nit büßen und etwan elendiglich des Hungers sterben. Will Euch deshalb einen Vorschlag thun. Von Stund' an in zwei Tagen komm' ich zu Euch in's Lager. Da könnt Ihr mich in Fängniß nehmen. Wollt Ihr damit zufrieden sein, so schreibt hinwieder und laßt es feierlichst verkünden bei offenem Markt zu Erfurth. Wie dann ich treulich mein Wort gelöst, so mögt Ihr treulich das Euere lösen, laßt die Stadt aller Feindschaft ledig und frei und zieht böhm- und landgräflich von dannen. Dafür stellt Ihr mir zwölf scharfe Bürgen!“

Als der Landgraf Hermann das Schreiben empfing, ward er des Sieges ganz trunken, that, wie der Kaiser verlangte und harrte der Stunde, Denselben in Gewahrsam zu nehmen.

Zu Erfurt aber langten bald zwölf Bürgen aus dem Lager an, und Denen war der Tod angesagt, falls der Landgraf die Stadt weiterhin angriffe, dicht vor der er auch Volks liegen hatte.

Nun wartete und wartete der Landgraf draußen den ganzen ersten Tag. Die Thore gingen aber nicht auf, und kein Kaiser erschien. Darüber war es Nacht geworden, und der Landgraf lag mit all seinem Volk in tiefem Schlummer. Nur die Schaarwache schritt durch das Lager.

Da ward urplötzlich Pferdegetrab und Lärmen hörbar, so daß der Landgraf von seinem Pfühl emporfuhr. Zugleich stürmte ein Kriegshauptmann in's Zelt und rief: „Auf da, der Kaiser ist aus Erfurt gebrochen! An die Vierhundert schlagen sich drüben mit den Unsrigen und decken vom Rücken den Kaiser, der vermessen davon geritten ist, und wie zum Hohn, die Krone auf dem Haupt und mit wallendem, rothen Mantel! All' Das verkündet ein reitender Knecht, der zum Zelt herangesprengt kam!"

„Das sieht dem Kaiser wohl gleich!" donnerte der Landgraf, eilte hinaus und schwang sich auf das Roß.

„Habt Ihr ihn aber sicher erkannt?" rief er draußen den bewußten Kriegsknecht an.

„So sicher ich Euer treuester Knecht bin!" antwortete Dieser. „Nur nicht lange gesäumt, und greift zu, hoher Herr, der Kaiser ist noch nicht so gar fern!"

„Wohlauf und an!" befahl der Landgraf mit mächtiger Stimme und sprengte fort. Wie der Sturmwind braust, saust' er dahin um die Stadt, hinter ihm drein an die Fünfhundert.

Als sie an's Thor kamen, rasselte es ihm in geschlossenen Reihen entgegen — heisa blitzten die Schwerter durch die Luft, und schon wollte sich das blutigste Gemetzel entspinnen. Da trat der Mond aus den Wolken, der Landgraf sah bei den vermeintlichen Feinden aus Stadt Erfurt sein eigenes Zeichen, drauf erkannten sich Die hier und Die dort als landgräfliche, und Die, welche schon da gewesen waren, sagten: Es sei Botschaft gekommen, die Erfurter wollten von drüben um die Stadt herum und sie angreifen. Nun seien es aber Freunde und nicht Feinde, und von sonstigem Ausfall und des Kaisers Flucht wisse Keiner; da mußte Betrug obwalten.

„Ja, wir sind Alle betrogen!“ rief der Landgraf. „Dafür soll der Knecht büßen, der mir die Lügenmähr hinterbracht!“ Und stürmte in's Lager zurück.

Da war der Kriegsknecht nimmer zu finden.

Als aber der Landgraf Hermann in's Gezelt trat und auf seinen Pfühl blickte, sah er ein Schreiben liegen. Das riß er auf. Drin aber lag ein zweites, das war schon geöffnet, das entfaltete er sogleich und las die Worte:

„So viel Städt' und Dörfer Ihr mir verbrunnen — so viel in Vängkniß sollt Ihr sitzen Jahr und Sunnen.“

„Beim Himmel, wie gelangt dieser Brief da her?!“ rief der Landgraf Hermann. Eine Ahnung stieg in ihm auf. Rasch entfaltete er auch das erste Schreiben. Darin stand:

„Ich hab' mein Wort treu gehalten und hättet mich gefangen nehmen mögen. Denn ich hab' mich in's Lager zu Euch gestellt und so ich als Kriegsknecht erschien, verschlagt's nichts, denn Ihr habt von je gesagt: der Rock mache nicht den Mann! Wollt Ihr nun Euer Wort brechen, so verbüßen's allererst Euere zwölf Herren. Ich aber sammle meine Macht und hau' Euch all Böhmisch und ganz Land

Thüringen zu Trümmern. Also wolltet Ihr mir ein' Nasen dreh'n, ich aber thät's besser versteh'n. Damit thut Buß und geht in Euch. Als Euch das sagt Euer rechter Herr und Kaiser.

Da begreift Jeder, welch ein langes Gesicht der Landgraf Hermann machte, daß ihm der Kaiser treu sein Wort gehalten und gleichwohl genarrt habe. Selb langes Gesicht und Verwundern half aber nichts — und hätt' er sich noch so fest besonnen — der Kaiser Philippus war entronnen.

14.

Der Student von Erfurt.

Als man 1415 zählte, war zu Stadt Erfurt der lustigste Student, Einer, Namens Hinpock. Bei Dem hatten die Bücher die beste Ruhe. Hingegen, wenn's zu Schelmstreichen Gelegenheit gab, war der Studiosus Hinpock stets bereit.

Als er nun schon so viel verübt, daß ein Anderer längst schon im „Paradies," wo nicht gar in der „schwarzen Stube" gesessen wäre, kam ihm eine frevelhafte Wette zu Sinn. Das heißt, er versprach, zu Griffstedt etliche Stücke aus der Kirche zu nehmen, sie dann wieder an ihren Ort zurückbringen, und dafür sollte ihm der Wettlohn werden.

Da er sofort sein Wort, bei guten Zeugen, zur Hälfte gelöst hatte und wieder einsteigen wollte, um das Gestohlene zurückzubringen, knackte die Leiter. Der Küster hörte Das, machte sich auf, der Nachtwächter kam auch dazu, die beiden Zeugen entflohen, und der Herr Hinpock wurde gefangen genommen.

Allitzt war die Zeit gekommen, daß der Studiosus Hinpock in die „schwarze Stube" zu Erfurt kam. Ueber ein Kurzes ward ihm das Leben abgesprochen, und wie heilig er auch

behaupten mochte, es sei ihm um's Stehlen nicht zu thun gewesen, es glaubte ihm's Niemand. Denn Zeugen hatte er keine, als seine windflüchtigen zwei Genossen, Die wollte er eben nicht angeben, weil man ihnen nicht mehr geglaubt hätte als ihm, und am Ende hätten sie auch den Tod erleiden müssen.

Demnach mußte er's über sich allein ergehen lassen, und die einzige Gunst, welche ihm vergönnt wurde, bestand darin, daß er nicht im Armensünderrock, sondern in seinem himmelblauen Schnipsröcklein ausgeführt werden sollte.

Nächst kam der Morgen heran, an welchem er sein jung schönes Leben unter'm Rad zu beschließen hatte. Um die achte Stunde trat der Scharfrichter Martin zu ihm, bat ihn um Vergebung, dann verließ er ihn und ritt auf seinem schwarzen Roß zum Hochgericht hinaus.

Der Hinpock aber mußte auf und hinab und auf dem Armensünder-Wäglein entlang auch zum Rabenstein. Dabei zog viel Volkes mit, rings um ihn aber gingen die Studenten und schworen allzumal und oft, daß der Hinpock nicht den Tod verdiene, dachten auch hin und her, wie sie ihm helfen könnten; aber es kam ihnen kein rechter Gedanke, und dem Hinpock fiel noch weniger bei, wie er sich etwa befreien könnte.

D'rüber langte er am Rabenstein an.

Als er nun gebunden oben stand, sagte der Scharfrichter Martin: „Hört Hinpock, Euer blaues Schnipsröcklein müßt Ihr ausziehen. Die Gunst war nur zum Herfahren, aber gehenkt und gerädert hab' ich meiner Lebtag Keinen anders, denn im Armensünderkittel oder Hemdärmeln!"

Wie der Meister Martin Das sagte, fuhr dem Studiosus Hinpock ein Gedanke durch den Kopf. Es fiel ihm ein, daß er nicht selbst aus dem himmelblauen Gewändlein heraus könne,

weil ihm die Hände gebunden seien. Sagte demnach, ihm sei jetzt Alles eins, ob er im Schnips oder in Hemdärmeln aus der Welt müsse, seine Seele sei doch weißer, als der Schnee.

Dazu ließ er sich vom Martin die Fesseln lösen.

Kaum war er frei, so that er einen großen Satz und wollte davon. Der Meister Martin aber that keinen kleineren und ergriff ihn wieder. D'rüber wehrte sich der Herr Hinpock das Wenige nicht, und rangen die Zwo gewaltig hin und her, bis sie an den Rand des Gerüstes kamen, zur Seite der Leiter über einander vom Hochgericht herabfielen, und als sie unten lagen, ging das Ringen von Neuem an.

Wie Das die Menge sah, erhob sich ein gräuliches Toben und Geschrei, und als der Meister Martin, der keinen Gehilfen hatte, rief, man sollte ihm helfen, fand es Niemand für gut, die Stricke vom Gerüst zu holen.

Mittlerweile wurde der Martin dem Hinpock ganz Herr und rief: „Ich will dir schon kommen, du kecker Gesell', du!"

Mit gewaltiger Faust hielt er den Studiosus nieder, löste mit der andern Hand rasch den Gürtel, an dem sein Geldkätzlein hing, darin er nach Brauch die Hälfte seines leidigen Richtgeldes hatte, zwang den Hinpock aufzustehen, band ihn mit dem Gürtel an die Leiter und stieg, so schnell er konnte, hinauf, um die früheren Fesseln zu holen. Kaum war er aber oben, so erhoben die Studenten ein arges Freuden- und Hohngeschrei, machten den Hinpock frei, warfen die Leiter um und drängten sich mit ihrem Collegen durch die Menge, welche gar gerne Platz machte.

Unfern stand Meister Martin's lediges Roß, d'rauf schwang sich der Hinpock, und die Studenten warfen ihm den Gürtel zu, damit er das Roß antreiben könne. Er nahm das Geld-

kätzlein in die Hand und strich mit dem Riemen über den Gaul — hui, fuhr der davon, wie der leibhaftige Satan, und unter Jauchzen und Gelächter der Menge verschwand der Studiosus Hinpock gar bald.

Der Meister Martin hatte aber gut drohen und donnern. Es ließ Niemand vom Gerüst, bis der Hinpock in Sicherheit war.

Also war der Student gerettet, der Meister Martin aber, abgesehen von seinem blutigen Werk, um Roß, um Gürtel und Geldkätzlein gebracht. Die drei Stück sandte ihm der Hinpock über eine Zeit später wieder zu. Von den drei Gulden aber war im Geldkätzlein nichts zu sehen und der Hinpock schrieb: „Umgebracht hab't Ihr mich nit, also gebührt Euch das Geld auch nit. Ein ander Mal schaut besser zu. Ich aber deßgleichen. Möcht', wo da wöllt, was sein — der Hinpock steigt ninderst mehr ein!"

15.

Der Franzos im Bad.

Jetzt hab' ich Euch für dießmal genug erzählt. Aber Eines erzähl' ich doch noch, weil Ihr etwa meint, dem Brummele zu Worms sei es überaus schlimm ergangen. Ist wohl wahr, aber es war einmal Einer, dem es noch schlimmer erging.

Also hört, was sich in uralten Zeiten zu St. Gallen zugetragen hat, und Das ist schon so lange her, daß die Sprach' der Franzosen nicht war, wie heut' zu Tage. Vielmehr war sie noch mehr romanisch, oder daß sie in's Lateinische hinein spielte. Ich weiß Das nicht recht. Kurz, sie war so, daß ein Wort und das andere wie Deutsch klang, und wenn man dann näher zusah, so bedeutete das Wort ganz etwas Verschiedenes.

Item. Im selbigen St. Gallen war ein Kloster; drin wurden Pilgrime und arme Leute von nah und weit aufgenommen, gepflegt und genährt und weiters mit guter Gabe entlassen. Wenn sie aber irgend eine Krankheit oder ein Gebrechen hatten, so wurden sie erst geheilt. Da kam nämlich der Abt, der hieß Eccardus, und nahm sich Ihrer an; denn er war in aller Sach' ein kundiger Arzt und gleich bei der

Hand mit Aderlassen am Arm, oder Füßen, auch bittern Tränklein, Pillen und Pflastern. Worauf er aber am Meisten hielt, selb war das Baden. Damit hatte er schon Wunderkuren gethan, denn im Klostergarten war eine Heilquelle, die half für jedes Uebel, wenn's nur das rechte war, auf welches das Heilwasser einwirkte.

Wie gut nun des Klosters Ziel und des Eccardus Absicht sein mochte, und wie viel Dank und Ehrfurcht Jedermänniglich denen Zwei und der Heilquelle schuldete, so kam's doch Zeitweise vor, daß Der und Jener kam, sich krank stellte und bat, man möchte ihn curiren. Ein Solcher ließ sich da immer das Baden am Besten gefallen. Das Andere liebte er freilich weniger; denn seine Hauptabsicht war, daß er genährt würde, und damit ging's während der scheinbaren Krankheit sehr schmal her. Gleichwohl ertrug er aber das Unangenehme eine kurze Zeit lang, dann that er dergleichen, als seien Wunder an ihm gewirkt worden, und ging es mit dem Gesünderwerden ausnehmend schnell vorwärts. Da war denn die Reconvaleszenz eingetreten, Essen und Trinken wurde mehr, selbiger Reconvaleszent hatte das beste Leben, und wenn er weiter zog, so bekam er noch ein gutes Reisegeld. Da lachte er sich dann in die Faust, und, wenn es sein konnte, dankte er's dem Kloster so schlecht, daß er sogar noch Manches mitnahm, dessen er frevendlich habhaft geworden war.

Das sah und erfuhr der Pater Eccardus mit Herzeleid, und sah besser zu. Zeigte sich wieder Einer, der für krank in's Kloster kommen und etwa ein Gleiches wagen wollte, so ward genau erforscht, ob ihm wirklich was fehle, ehe er willig aufgenommen wurde, und wenn sich nichts Gutes herausstellte, wies ihn der Eccardus sogleich ab, er mußte alsbald zur

Klosterthüre wieder hinaus, und der Pater Portarius sperrte sie hinter ihm zu.

Das machte gute Wirkung.

Dafür ward aber auch viel Groll gegen den Eccardus los. Es verlautete viel von seiner Härte trotz des Klosters Reichthum, auf des Abtes Arzneikunst ward arg geschmäht, und da er seiner Zeit mit einem Franzosen nicht viel Umstände gemacht hatte, kamen etliche Landsleute Desselben überein, ihn und sich zu rächen. Beschlossen demnach, Einen der Ihren in's Kloster zu senden, Der sollte sich so geschickt krank stellen, daß er lange genug bleiben könne, bis er aller Habseligkeiten genaue Kundschaft habe, und darauf sollte er wieder herauskommen, aber kein Viaticum annehmen, als ob er keinen Eigennutz kenne, damit seine Nation wieder an Ansehen gewinne. Wenn er ihnen dann verrathen hätte, wo Gut und Geld läge, so wollten sie, die Anderen, allgemach in's Kloster kommen, sämmtlich von einer Pilgerfahrt her, ganz schwach und krank — aber nicht lange bleiben — vielmehr so bald als möglich einheimsen, was sich nur Kostbares finden lasse, und es dann zur Nachtszeit fortbringen durch's Fenster, oder durch die Klosterpforte. Da sollte ihnen List oder Gewalt ganz gleich gelten, deßhalb beschlossen sie, Waffen bei sich zu führen, mit denen sie der Mönche schon Herr zu werden gedachten.

Auf Dieß erwählten sie Einen unter sich, der schon viele Streiche verübt hatte. Der sollte heucheln, es läge ihm in allen Gliedern, weil da der Abt Eccardus am Wenigsten dahinter kommen könne, und sollte seine Zeit aushalten und geduldig hinnehmen, was über ihn verfügt werde, bis er in der Reconvaleszens Alles ausgekundschaftet habe — und wenn es dann später zum Theilen des Raubes käme, sollten ihm zwei Theile

zufallen. Denn sie schlugen an, daß ihm während der Cur diverses Unangenehme widerfahre, als Pillen und Tränklein; an die Pflaster dachten sie auch; weiters, daß ihm etwa zur Ader gelassen würde — ganz ungerechnet das Baden im Heilwasser, dessen er doch nicht bedürfe.

Wie nun der ganze Anschlag gemacht war, kam derselbige, auserwählte Franzos seines Weges auf zwei Krücken und anscheinend ganz presthaft an die Klosterpforte, hatte einen Muschelhut auf dem Kopf, quer über den Rücken einen Pilgerstock und auf der Seite eine Kürbißflasche, vorne aber auf seinem zerrissenen Gewand ein rothes Kreuz; wollte demnach für einen Kreuzfahrer oder Jerusalemitischen Pilger gelten und wußte, als ihm aufgethan ward, so viel Siechthum und Schwäche zur Schau zu tragen, daß der Pater Portarius das größte Mitleid hatte. Er fragte ihn alsbald um Das und Jenes; aber was der Franzos antwortete, das verstand er Alles nicht und ließ deßhalb dem Abt Eccardus hinauf vermelden: Es sei Einer da, der so gottselendiglich aller Schmerzen voll und aller Gliederkraft baar sei, daß es nichts Schlimmeres gebe; also sollte er herabkommen, zudem verstehe er ihn wohl, weil er, der Eccardus, aller Sprache kundig sei.

Drauf kam der Eccardus, der ein großer, stattlicher Mann war, bald herab, um den Franzosen in Augenschein zu nehmen.

Als aber der Franzos seinerseits des Eccardus ansichtig wurde, zeigte sich Schwäche in Füßen und im ganzen Leib so mächtig, daß es schien, nun werde er sogleich umfallen. Auch erkannten alle Mönche, der Franzos müsse grimmige Schmerzen haben, denn es zog ihm bald die rechte, bald die linke Schulter hinauf, am Stöhnen gebrach es auch nicht, und wenn ihm Einer in's Gesicht sah, so gab da schon gar jede Geberde

laute Zeugschaft, daß der übrige Corpus vom größten Weh und Ach erfüllt sei.

Also hatten die Mönche sammt und sonders tiefstes Bedauern.

Dem Abt Eccardus aber kam die Sache ganz anders für, und als er eine Zeit lang mit dem Franzosen in seiner Sprache von der Stadt Jerusalem gesprochen hatte, merkte er schon, welch' kecken Schalk er vor sich habe, denn er wußte von nichts. Als er ihm überdieß den Puls fühlte, verging ihm jeder Zweifel, daß er einen ausnehmend schelmischen Gesellen vor sich habe, bei dem man sich des Schlimmsten versehen müsse — all zu Dem hatte er eine Kunde bekommen, es hätten sich Ihrer mehr Franzosen verschworen — und über kürzeste Zeit war er sicher, er hab' ihren Rädelsführer vor sich. Er that aber nichts dergleichen, als merke er eine List, sondern sagte zu ihm auf dasselbige Romanisch Lateinisch Französische:

„Ich sehe, daß Ihr zu den Kränkesten zählt, die ich je im Kloster aufgenommen habe, und glaub', daß Ihr lange nicht mehr hinauskommen werdet. Wann Ihr aber wieder hinauskommt, so werdet Ihr geheilt sein, allso tief Euer Uebel auch stecken mag. So viel sag' ich, und mehr nicht; wenn Ihr aber die Heilung verspürt habt, werdet Ihr mir's schon glauben!"

Auf diese Worte hin küßte der Franzos des Eccardus Hand, so mühsam er sie mit seiner Rechten ergriff, und als er die Hand wieder an der Krücke hatte, ließ er auf der anderen Seite mit der Linken ab und fuhr damit über die Augen, also daß man deutlich sah, er sei ungemein gerührt.

Drüber erbarmten sich die Mönche auf's Neue, und weil der Franzos schier aus dem Gleichgewicht kam, mittlerweile er die linke Hand wieder an die Krücke bringen wollte, hielten

sie ihn mit ihren Armen auf, sonst wär' er auf das Klosterpflaster niedergefallen.

Dafür dankte er auf Romanisch Lateinisch Französisch und sagte den Mönchen viel Gutes, das sie Alle nicht verstanden. Der Eccardus aber erklärte es ihnen, und als sie dafür dem Franzosen freundlich zunickten, nickte er ihnen noch freundlicher zu, als sage er: Ja, glaubt mir nur, daß ich aller Liebe für Euch voll bin! Zum Eccardus aber sagte er dann: Er wolle gewiß Alles thun und erleiden, wenn er ihm nur sein Wort halte und ihn zur Heilung aufnehme, denn seine Schmerzen seien einmal zu groß.

Sagte der Abt Eccardus: „Was ich gesagt habe, dabei bleibt es. Ich will Euch die Krankheit hinaustreiben, und wär' sie der böse Geist selber, 'raus muß sie! Also laßt uns alsbald beginnen. Hiezu sind nur zwei Dinge von Nöthen. Ein Tränklein und dann ein Bad. Das Tränklein mach' ich Euch sogleich zurecht, und bis es zurecht gemacht ist, macht Euch der Pater Bademeister das Bad zurecht. Also ist die Sache so. Ist Beides bereit, so nehmt Ihr die fragliche Mirtura, und habt Ihr sie im Leib, so müßt Ihr auf der Stelle in's Bad hinein. Drin bleibt dann, so lange Ihr nur immer könnt, denn je länger Ihr bleibt, desto besser wirkt das Kloster-Heilwasser!"

Sagte der Franzos, ihm käm' es nicht darauf an, denn er habe Zeit.

„Das ist eben sehr gut;" versetzte der Eccardus. „Seht mir aber nur zu, daß das Wasser nicht zu warm werde, sonst könnt' es weit gefehlt sein. Also sobald Ihr merkt, daß dasselbe Heilwasser zu warm ist, so braucht Ihr nichts zu rufen, als caldo, caldo, wie das in Eurer Sprache warm

heißt. Davon wird der Pater Bademeister abnehmen, Ihr wünschtet das Bad kühler und Euch kaltes Wasser nachschütten — ich sag's ihm schon noch besonders!"

All' Das war dem Franzosen ganz lieb und werth, nur das Tränklein wollt' ihm nicht recht gefallen, er konnte aber nichts einwenden, denn jetzt war er schon in der Cur. Nächst führten ihn zwei Mönche in den Klostergarten, in dem das Badehaus war, hatten viel zu schaffen, bis sie ihn hinbrachten, und als sie mit ihm in der Badstube ankamen, fiel er sogleich auf eine Bank nieder und that auf das Aeußerste kläglich.

Die Mönche aber schickten den Pater Bademeister zum Abt Eccardus, denn Der hatte ihn durch sie entbieten lassen.

Sagte der Pater Bademeister: „Da ist ein elendiger Mensch in der Badstub', so elendiglich hab' ich aber doch noch Keinen gesehen. Dem soll ich wohl ein Bad bereiten?"

Antwortete der Eccardus: „Ja. Allererst soll er aber diese Mixtura nehmen, und wenn er nicht will, so zwingt ihn dazu. Im Leib selbst wird sie keine Wirkung thun, aber es kann nicht schaden, wenn ihm sein Mund gallbitter wird. Es hat jede Krankheit ihre Sach' und wird durch Verschiedenes zornig gemacht. Da fährt sie dann auf, und bringt man sie besser heraus. Habt aber Acht, was ich Euch weiters sage. Die Gicht, die der Franzos hat, ist keine Gicht, wie eine andere, sondern das ist eine Gicht von ganz besonderer Art und weicht nicht, wenn man nicht mit der rechten Temperatur anrückt. Davon hab' ich dem Franzosen schon Nachricht und entsprechenden Auftrag gegeben. Sitzt er also im Bade und sagt nichts, so ist die Temperatur gut und recht; ruft er aber kalt, oder wie er mehr auf Romanisch Lateinisch Französisch rufen wird, caldo, so friert ihn und er fürchtet, daß die Gicht

nicht genug angegriffen werde. Also haltet Euch bereit! Dürft aber das Bad schon sogleich Anfangs gehörig warm halten. Das ist zwar der Gicht nicht lieb und recht, aber dem Franzosen von Nöthen, der dieselbige Gicht inne hat! Jetzt wißt Ihr's und zur rechten Zeit komm' ich schon!"

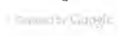
Drauf gab er dem Pater Bademeister das Tränklein, der roch daran und sagte: „Bei St. Nicolaus, das ist aber schon ganz scharf und gallbitter, daß es nichts Bittreres geben kann!"

Sagte der Abt Eccardus: „Ist schon recht und thut nichts; wenn es sein könnte, macht' ich es noch bitterer."

Nächst ging der Pater Bademeister fort und in den Garten, richtete das Bad zurecht, trat dann zum Franzosen, goß die Mixtura in eine ansehnliche Schale und machte ihm ein Zeichen, er sollte den Mund öffnen und das Getränk verschlucken.

Wie da der Franzos des Tränkleins ansichtig wurde und den scharfen Geruch wahrnahm, auch das Gallbittere auf der Zunge verspürte, schüttelte er den Kopf bedeutend und zeigte den größten Widerwillen im Gesicht. Der Pater Bademeister verstand sich aber auf derlei nicht bei nothwendiger, heilsamer Sache, winkte den zwei Mönchen zu, Die hielten den Franzosen, der Pater Bademeister goß ihm einen Theil der Mixtura ein, und da der Franzos mit dem Fuß stampfte und schreckliche Geberden zum Besten gab, so wunderten sie sich über das Letzte nicht, daß er aber mit dem Fuß stampfe, drüber wohl, und sagte der Pater Bademeister:

„Ja, da sieht man wieder, was große Arzeneikunst der Abt Eccardus hat! Ist der Franzos lahm an Kreuz, Arm und Füßen hereingekommen, und kaum hat er einen Mund voll, so zeigt sich schon die Wirkung. Nur ganz hinunter damit und dann sogleich in's Bad mit ihm!" Damit leerte er die



Schale ganz aus, klopfte dann dem Franzosen auf den Kopf, als sei er sehr zufrieden, und als der Franzos auf Romanisch Lateinisch Französisch alle möglichen Verwünschungen ausrief, meinten die Mönche, Das sei der Zorn der Gicht und andrerseits lauter neues Leben, das der Eccardus durch seine Mixtur aufgeregt habe, und sagte der Pater Bademeister: „Versteht sich, Das ist's und nichts Anderes! Erst hat er nur mit einem Fuß gestampft, jetzt hat er schon dann und wann mit den Armen gearbeitet. Sollt sehen, sobald der Gesell eine Stunde lang im warmen Bad ist, wird die ganze Krankheit aufgerüttelt und die nächstenmale hinausgeworfen. Ich hab' den Eccardus ganz gut verstanden!"

Drüber begannen die Mönche, den Franzosen auszukleiden, und allerletzt warfen sie ihm einen Bademantel um. Das Alles litt er auch gerne, denn gegen das Baden hatte er nichts einzuwenden. Aber er nahm sich vor, am Kloster noch viel mehr Rache zu nehmen, weil er so viel Bitteres habe trinken müssen, und von seinen Mitverschworenen einen noch größeren Theil zu verlangen, anders es ihm nicht gelänge, etwa gar Alles für sich zu behalten.

Ueber Das war er zum Baden ganz bereit, die zwei Mönche hoben ihn auf, weil sie glaubten, daß er nicht in die Wanne steigen könne, und trugen ihn auf dieselbe zu. Ehe sie ihn aber in das Heilwasser niederließen, fuhr der Pater Bademeister in der Wanne mit der Hand umher und sagte: „Mir wär's schon zu warm. Wenn's aber dem Franzosen nicht warm genug ist, weil es ihm die Krankheit nicht genug aufreizt, so haben wir dort schon heißeres Wasser, und ist das noch nicht heiß genug, im Rohr drin ist dann erst noch das siedende. Also jetzt setzt den Gesellen hinein, das Weitere wird sich dann schon zeigen!"

Das hatte er kaum gesprochen, so war der Franzos schon im Wasser und in der Badewanne drin, kaum er aber da drin war, rief er schon: „caldo — caldo!!"

Weil nun der Pater Bademeister glaubte, caldo heiße kalt, und der Franzos verlange das Bad wärmer, so eilte er abseits zum Herd um heißes Wasser, goß es hinein und sagte: „Jetzt wird's wohl genug sein!"

Wie aber der Franzos das heiße Wasser spürte, ward er noch ungeduldiger, schüttelte den Kopf ganz gewaltig, rief immer lauter caldo — caldo — dazu gehabte er sich im Bad so lebendig, daß die Mönche und der Bademeister staunten, denn sie schrieben die Aufregung und Rührigkeit der gemeinten Crisis zu und glaubten, der Franzos sei unmuthig, daß sie die Sache nicht noch mehr beschleunigten. Drauf machte der Pater Bademeister dem Franzosen ein Zeichen mit Hand und Kopf, daß ihm schon geholfen werde. Ueber kurze Zeit kam er mit einem anderen Topf daher, drin war das noch heißere Wasser, das goß er hinein, und als der Franzos immer lauter caldo — caldo rief, zugleich aber aus dem Bad wollte, glaubte Jener, Das sei der Kampf zwischen dem Franzosen und seiner Gicht, die sich das heiße Wasser nicht gefallen lassen wolle, während der Franzos es wolle, damit sie aus dem Leib hinaus müsse. Drum rief er den Mönchen zu: „Haltet ihn nur fest, die Krankheit will ihn mit Gewalt aus dem Bad treiben, damit die Crisis unterbrochen werde! Nur festgehalten und laßt Euch nicht täuschen, es gilt nur noch das Allerletzte, dann ist die Gicht vielleicht draußen und sitzt der Franzos ganz gesund und ruhig im Bad drin!"

Sogleich drauf rannte er hinterm Franzosen weg an das Hitzrohr und kam mit einer Pfanne siedenden Wassers daher.

Wie da der Franzos die Pfanne über seinem Kopf sah,

schrie er immer lauter und eindringlicher caldo — caldo — und wollte um jeden Preis heraus. Aber der Pater Bademeister gab auf das Herauswollen nichts und schüttete die ganze Pfanne voll siedenden Heilwassers in die Wanne, daß der Dampf hoch aufstieg.

Dazu rief er: „So jetzt wird's derselbigen Gicht doch den Hals brechen!"

Er hatte aber das Wort kaum vom Mund, so flog ihm schon die Pfanne aus der Hand. Denn der Franzos hatte sich losgerissen, sprang aus dem Heilbad heraus und als ihn die Anderen halten wollten, gab er ihnen, benebst dem Bademeister, etliche Rucke, daß Alle übereinander fielen, rannte voll Wuth ab und zu — ganz brennroth im Gesicht und allerwärts, wo die Füße und Arme aus dem Bademantel sahen — und droht', lästerte und donnerte auf Romanisch Lateinisch Französisch, daß man es weitaus hörte. Dann fuhr er auf seine zwei Krücken zu, ergriff den einen, that einen großen Satz auf die vom Kloster zu und wollte auf sie einschlagen.

Die zwo Mönche aber packten ihn und riefen: „Wehe"! Der Pater Bademeister that zwar auch das Seine und entriß ihm den Stock, aber dazu rief er: „Seid ohne Sorg' um ihn! Er ist's ja nicht, der tobt, sondern die Krankheit ist's, weil sie schon aus dem Feld geschlagen ist. Das größte Wunder hat der Eccardus verrichtet und weit wird sein Ruhm ergehen! Lahm kam er herein, der Franzos, und windig, wie ein Reh, saht Ihr ihn jetzt springen! Victoria! Ich eile zum Eccardus! Vielleicht sagt er, noch ein Bad und eine Mixtura — dann ist er aber ganz gewiß gerettet, daß die Gicht nimmer hinein kann!" Zugleich ergriff er das Medizinglas und wollte fort.

Der Franzos aber das Wort Eccardus hören und merken, daß Jener mit dem Medizinglas fortwolle, merkte er sogleich, wo das hinausgehe, schrie immer ärger, riß sich los, griff nach dem zweiten Krückstock und stürzte dem Pater Bademeister nach. Der warf die Thüre hinter sich zu, und als der Franzos sie wieder aufriß, um ihm nachzueilen, kam Jener eben wieder mit dem Abt Eccardus herein. An Dem prallte der Franzos ab, daß er in die Badstube zurückflog, und ihn die Mönche rasch ergreifen und ihm den zweiten Krückstock entwinden konnten.

Blitz schnaubt', grollte und lästerte er da laut auf Romanisch Lateinisch Französisch und verlangte Rache am Pater Bademeister.

Fragte der Abt Eccardus: „Weßhalb soll ich Euch an ihm rächen?"

Rief der Franzos in seiner Sprach voll Zorn: „Weßhalb? Seht Ihr nicht, wie ich ganz roth bin vor Wärme, Hitz' und Gluth? Ha, der Verruchte, Eueren Befehl hat er verachtet! Je mehr ich caldo rief, weil mir das Bad zu warm war, desto mehr heißes Wasser hat er nachgeschüttet, und Ihr habt mich versichert, auf den Ruf käm' das kalte! Rache, Rache!"

Auf Das sagte der Abt Eccardus: „So meint Ihr? Da geht Ihr fehl, und statt daß ich den Pater Bademeister bestrafe, belob' ich ihn, denn er hat gethan, wie ich ihm befahl!"

Wie der Franzos Das hörte, gerieth er in noch größeren Zorn und donnerte er: „Wie, was! Also habt Ihr mich genarrt? Rache Gottes über Euch — sollt voll sein der Wahrheit und ruckt den Menschen mit List und Trug auf den Leib?! Verderben, Verderben!"

Donnerte der Abt Eccardus hinwieder: „Ha du Schelm, du, was scher' ich mich um dein Geschrei und Verderben?! Ist das zwiedeutige Wort meine größte Sünde, so will ich mich

vor Gott schon rein waschen! Hast du mit List verkehrt, um mir die Hölle heiß zu machen, hab' ich dir mit List gewehrt und die Höll' dir heiß gemacht! Ha, du truglistiger Franzos, du, bist du jetzt curirt von deiner Gicht, die nicht da war, und von deinem Lüstlein, meines Klosters Gelegenheit zu erspähen, daß du uns dann und deine Helfer ausraubtet, und uns die ganze Welt verhöhnte, weil ich dir selbst Mittel und Wege gegeben hätte? Ha du keck frechlicher Franzos du, merkst du, was los ist? Und hätt' ich nicht schon aller Dinge Bericht gehabt, ich hätte dich doch durchschaut! Auf da, nimm dein erlogenes Gewand um und mach', daß du zum Kloster hinausfahrst, und so du zu deinen Spießgesellen kommst, sag' ihnen: Selb ersten Franzosen warf ich aus dem Kloster, dich hätt' ich von listiger Gicht curirt, und so noch Einer Lust hab', so soll er nur einsprechen — und käm' er auch noch zehnmal listiger, denn du, ich will ihm eine bittere Mixtura und ein heißes Bad bereiten, daß er noch schneller davonspringt, als du! Jetzt weißt du es, du gottslästerlich, heimtückisch anscheinlich friedseliger Franzos, du." Dazu riß er dem Pater Bademeister den Krückstock aus der Hand und drohte.

Auf Dieß schrie der Franzos nicht wenig vor Zorn und Schrecken, riß den Mönchen aus, fuhr aus seinem Bademantel heraus und in sein erlogenes Pilgergewand hinein und verlangte seine zwei Krücken.

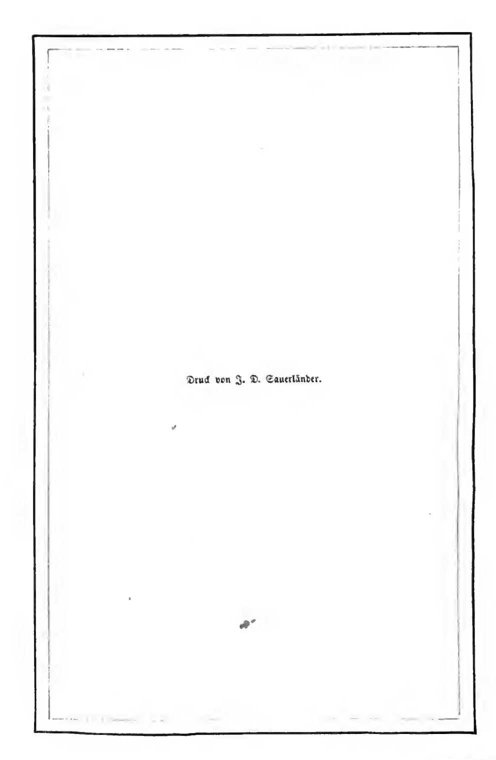
Der Eccardus aber rief: „Fort da, ich trau' dir nicht!"

Drauf schrie der Franzos von Raub und Plünderung, von Ungerechtigkeit und all' sonstigem Bösen, aber kein Mensch kümmerte sich drum. Vielmehr trieben ihn die Mönche hinaus durch den Garten und den Klostergang, der Pater Bademeister folgte, rief schon von weitem: „Auf, Pater Portarius, auf da

mit der Thür', der Franzos wird hinausgejagt —!" Da zog der Pater Portarius schnell die Klosterpforte auf, der Franzos rannte hinaus, der Pater Bademeister schleuderte ihm seine zwo Krückstöcke nach, der Portarius schlug die Thüre zu, als der Abt Eccardus daherkam, rief Alles: „Ist schon draußen" — und der Eccardus sagte: „Das ist recht!" — Damit ist die Geschichte vom caldo, vom Abt von St. Gallen und dem Franzosen zu Ende.

Draus mag sich Jeder das Seine absehen. Hat sich der Abt Eccardus vom Franzosen geholfen, werden sich andere Leute woll' auch zu helfen wissen.

Mit Gott! Lieber Leser!



Druck von J. D. Sauerländer.



